



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Mysterium Jesu

Hille, Peter

Wiesbaden, 1952

urn:nbn:de:hbz:466:1-29765



P E T E R H I L L E

DAS
MYSTERIUM
JESU

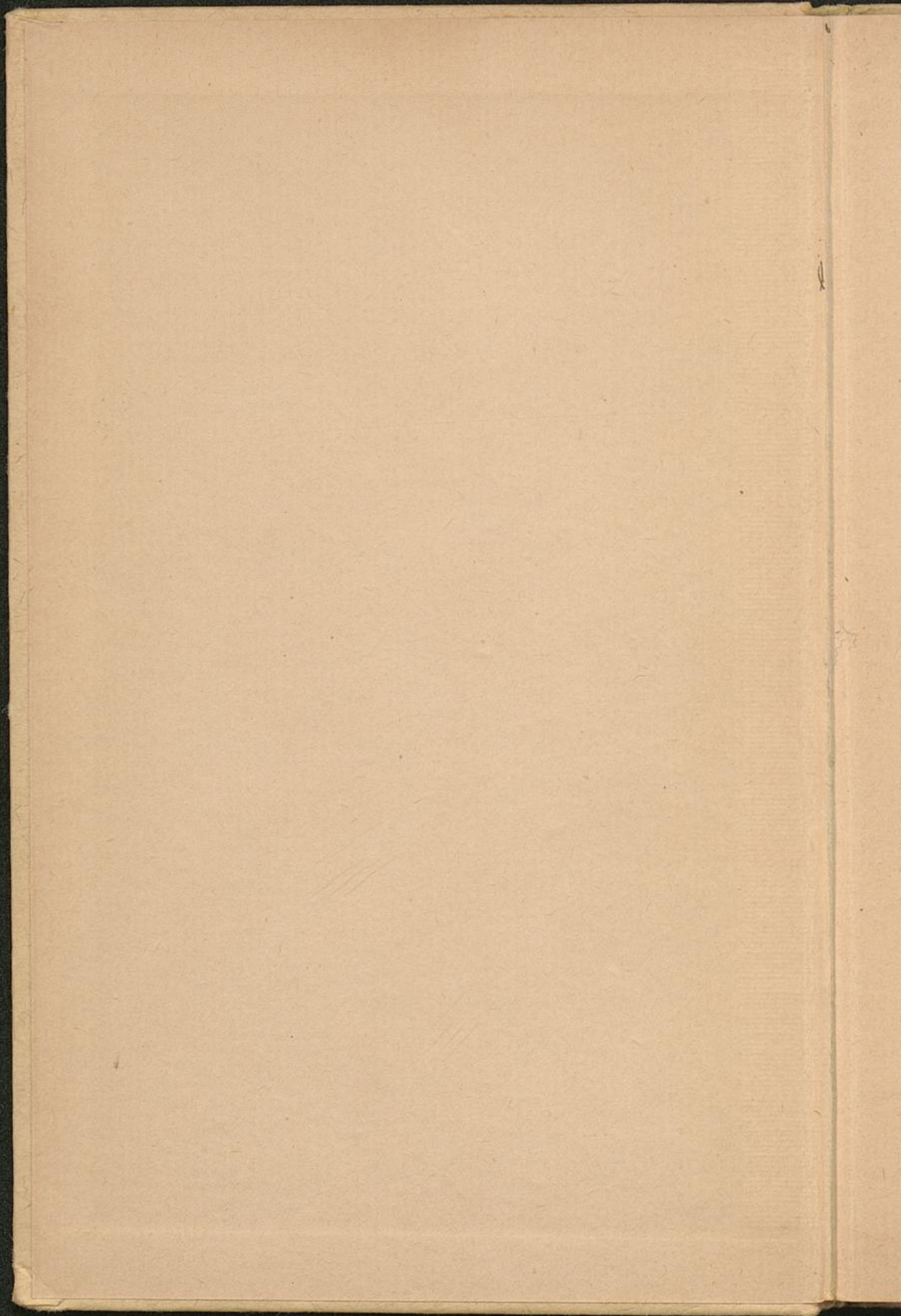


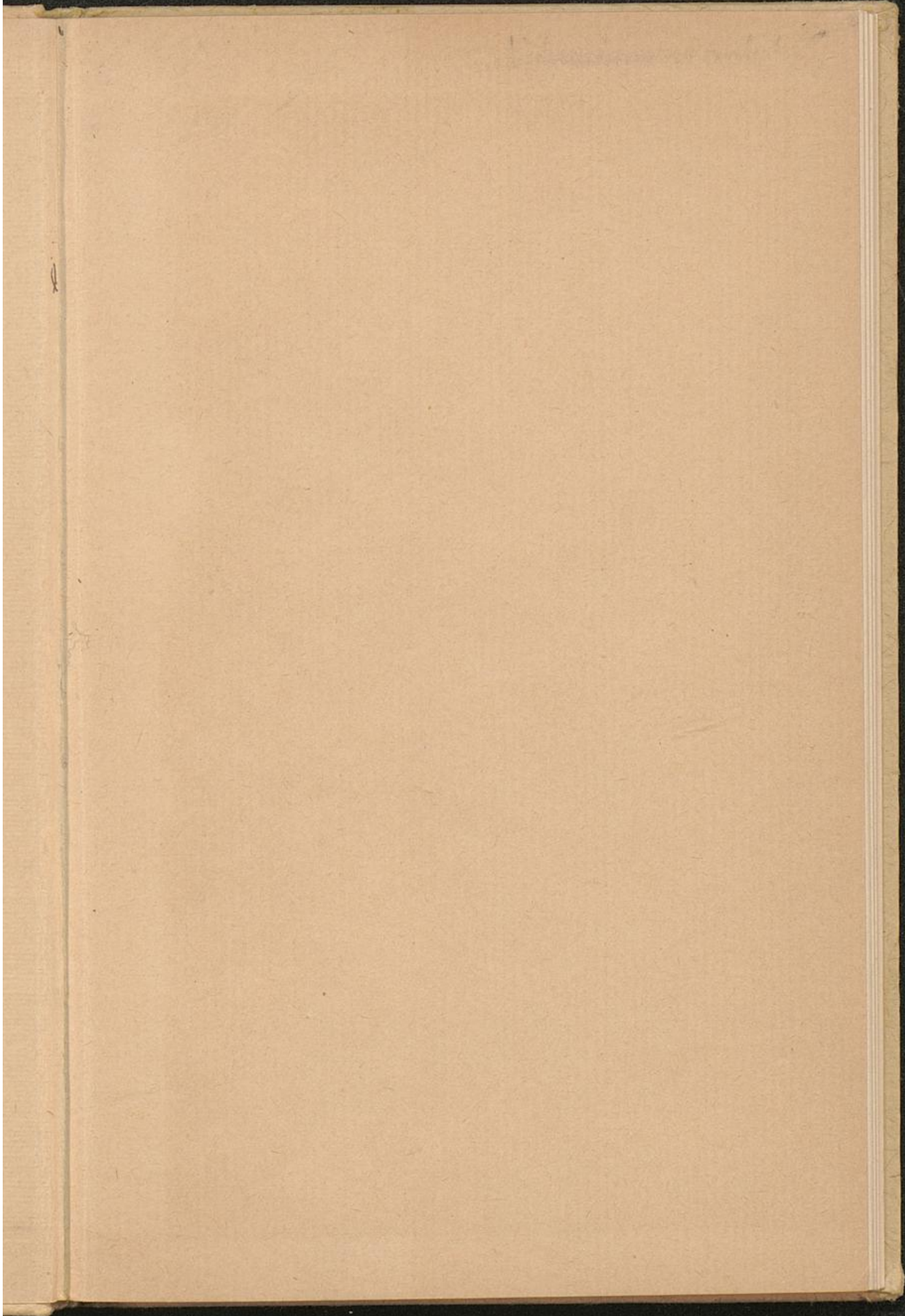
L I M E S V E R L A G

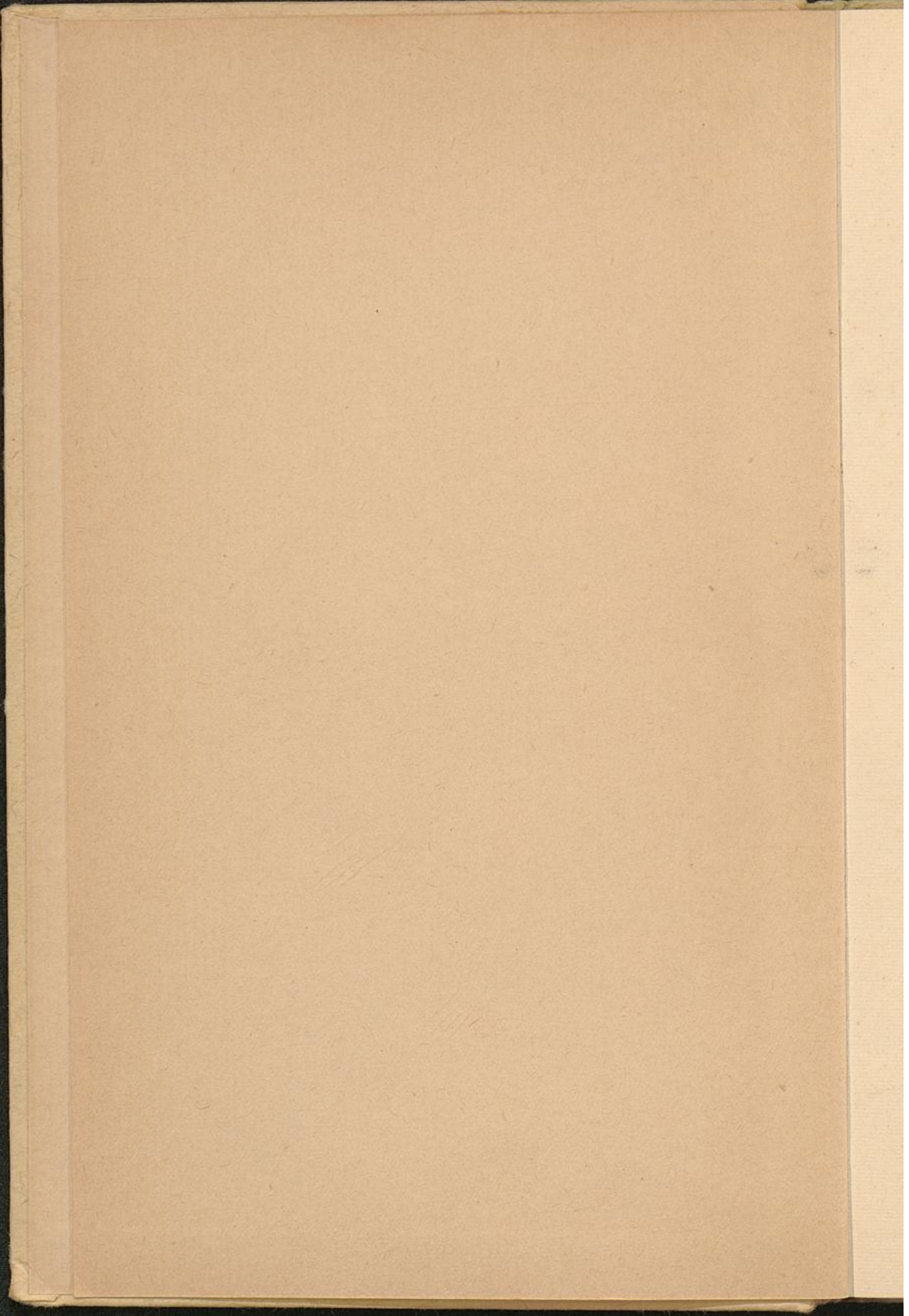


CQCH
4053

M K



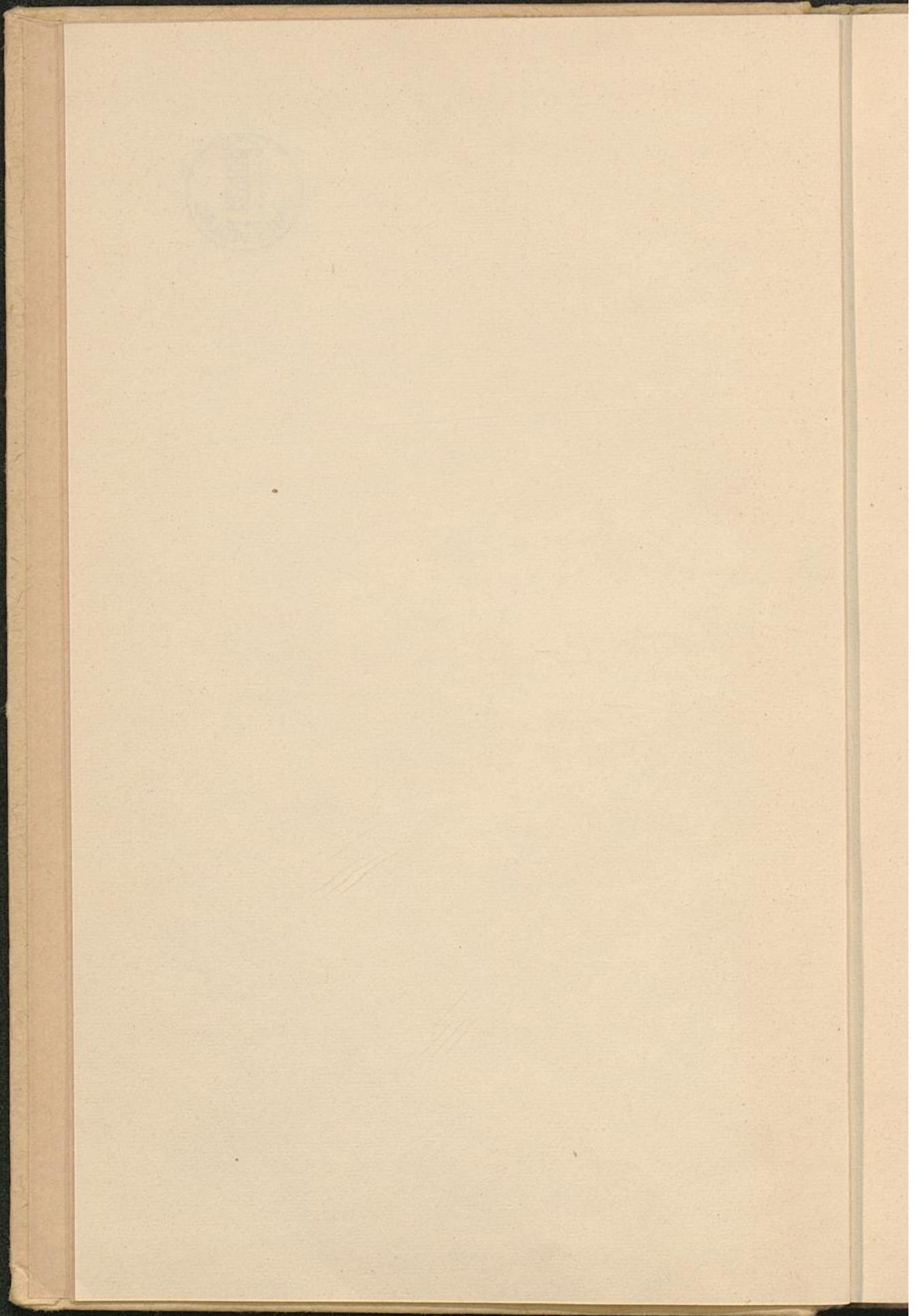






Das Myrtium
JESU





PETER HILLE

Das Mysterium
JESU

+

LIMES VERLAG · WIESBADEN

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen
von Emerich Reeck

Das Mysterium
JESU

+

M

EQCH

~~1885/1~~

4053



81/7999

Copyright 1952 by Limes Verlag, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden

DAS MYSTERIUM JESU

DES MYSTÉRIUM JESU

Atheistische Falter

Ein Vorsymbol

Auf reichweichem, tiefgrünem Moospolster liegt ein Totenschädel. Er liegt da wie Kroninsignien auf einem Sammetkissen, das vorsichtig, selbstgefällig ein blonder Page trägt, und hebt auf seiner üppigen Unterlage so mager sich ab, sieht so klagendhohl aus, sauber dürftig. Aus den Augenhöhlen aber sprießen ihm fröhlich je eine Aurikel, deren wie schöner Mädchenhals feinstrotzende Stengel als Augennerv den Sehgang füllen.

Geschäftig wie eine Untersuchungskommission oder kundigbeflissene Archäologen suchen zwei Falter, ein Admiral und ein Pfauenauge, die geheimnisvolle Lebensruine ab.

Sie durchwühlen den tiefrotsamtenen Augenstern der Aurikeln, kriechen in die engsten Höhlungen und achten dabei nicht ihres gefährdeten Prachtgewandes. Nun erblickt der Admiral die Pfeilnaht. Entrüstet, nachdenklich, nachdrucksam entrüstet hält er inne: „Und hier ist auch geflickt!“ Und noch bedeutsamer sieht er seine Genossin an.

„Voltaire!“ haucht diese.

„Nicht Voltaire, meine Gnädige, Büchner. Voltaire war noch Deist, und wir sind doch Atheisten!“

Und entrüstet, mit kräftigen Bewegungen stutzt er die beim Denken etwas in Unordnung geratene Uniform wieder zurecht, und beide machen sich davon.

Atheistische Falter!

Und doch blüht frühlinggrün die zarte Luft des jungen Lenzes, und andächtige Hummeln spielen die Orgel.

Und dazu atheistische Falter!

Mariä Empfängnis

Das Kind des Tempels war niemals irdisch, nie stofflich verdunkelt gewesen.

Nicht einmal Spiel und Scherz, Reihentanz, Bewegungs- und Stimmenfreude an sich und den Gespielinnen hatte sie vorbeschäftigt, die heitere Dienerin des Tempels, die demütig beflissene Gehilfin. Kein Verlangen nach dem saftprallen Herzen einer Frucht, eines Kindes aus dem Pflanzenreich, kein Schönheitsdrang nach dem duftenden Liede aus Farbe und Duft, der blühenden Weise der Blume hatte dem jungen Willen auch nur eine Regung entzogen. Nur dem himmlischen Vater, dem Gotte Israels, dem Herrn der Heerscharen, der niederwirft die Hochmütigen und die Bedränger seiner Kinder, die Halsstarrigen und Unbeschnittenen des Herzens, aber erhebt die Verdemütigten, ihm, vor dem die Blitze schreiben die Sprüche seines Zürnens und die Donner

blasen die Posaunen seines Nahens, dunkle, wuchtig schmetternde Posaunen. Er aber nahet lieblich wie das Säuseln im Rosengebüsche des Tales von Saron, ihm allein war ihr Wesen ergossen.

Und das erste, einzige, was in ihrem jungen, züchtigen Kinderhirne groß und sicher sich eingrub unter dem deutenden Finger der Mutter Anna, das war das Buch des heiligen Gesetzes.

Und ihr erstes Lallen war Gebet.

Feierlich war ihre Kindheit aufgewachsen in der heiligen hochgetönten Einsamkeit des Tempels.

Nur Frömmigkeit sah sie, Opfer und Gebet, hin zum gütig erhörenden Vater. Und ihr frommer Fleiß, die ernste Anmut ihrer weiblichen Kunstfertigkeit wob am Schmuck des Hauses, in dessen Dienst sie sich gestellt hatte.

Und ruhet sie ihre Finger streckend aus, sie legte sie zum Gebet zusammen. Und neben ihr betete die Blume des frommen Gebetes: die Lilie, die Blüte unantastbarer Reinheit.

Deren makelloser Kelch war der heranwachsenden Jungfrau auch hier an heiliger Stätte ein schärferer Mahner zu unausgesetzter Flucht und Wachsamkeit, die ja ist die Tapferkeit der Seele. Die Seele kann stäubchenloser sein als irgendwas in der Welt und den König und Meister der Seelen erfreuen und erquickern in seiner wunschlosen Heiligkeit.

Und je mehr Tugend, so mehr Pflege, so kostbarer wird sie, um so mehr wird ihr nachgestellt, um so mehr muß sie behütet werden.

Maria betet, sie hat ihre zarten Finger vor den geschlossenen Augen und sieht nach innen, zurück nach dem Urquell ihrer in Andachtsglut zitternden Seele.

Und dieses Licht ihres Geistes, das schon als kleines Flämmchen so hell gebrannt hat vor dem Herrn und stündlich langsam gewachsen ist wie Gestalt und Alter, und heller geworden zugleich mit der Einsicht — nun atmet es tief und dehnt sich höher vor den stillen, den sanften, heitern, den leiser spiegelnden Augen des Höchsten. Sein Herz bewegt sich. Und seine himmelergossene Urkraft glänzt heller hervor, aus ihrer heiligen gütigen Strenge die Gottheit wallt, und aus der Allmacht flutender Zufriedenheit spriest wie ein Stengel der Geist: hellfeste Tat.

Auftragahnde Engel glühen vor Lust des Gehorsams, flugstraffem Eifer. Wangenzarte Freude aber glüht in den Antlitzen der Bleibenden still. Fröhlich schwingen des Göttlichen Zweige und werfen ihren Strauß aus Geisterwelt der lautersten Seelengestalt, dem edelsten Gruße aus Erdenland.

Da vollendet ein Strahlenbogen den dunkelentschlummerten Blick der Betenden.

Vor ihr steht eine helle, freundlichweiche, wie Befehl einer gütigen Gottheit weichhärteste Lichtgestalt und lodert reine, prüfende Züge.

Es atmet hier Jenseits und sieht mit den dünnen, strengen Nüstern, die wie Geisterluft zittern, aus wie Zorn. Und ist doch kein Zorn, sondern Ruh und Wesenheit.

Nun spricht Licht, Gott durchruft die Geweihte. Lind und hold und heller lebt das Licht.

Sein Geist umschwingt ihre Seele mit Wirbelschwertern. Droben geronnen in den Flügeln noch zittert nach die Reinheit seiner Schärfe. Noch aber stehn in der Luft seiner Sendung Töne, schönheitsergießender als Melodie und Wohllaut kann schlafen in irdischen Saiten, Töne, wie nur die Gottesnähe sie gibt: Schwingungen göttlicher Worte, die den Himmel an unser Ohr bringen.

Und Maria, die Gottesmagd, schaudert, doch Gehorsam läßt auch kein Erschrecken, kein Zagen in das reine Meiden gelangen, das nun ein reines Leiden werden soll. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn!“ So erhaben, so wahr, so alles redet nur die Demut.

Und um so inniger versenkt sich die Jungfrau ins Gebet, darin sich zu sichern gegen zerstreuende, grüblerische Gedanken, und nicht zu erschrecken, sich nicht zu erheben, um so würdiger sich zu weihen der hohen Erhabenheit, welche die Berufung ihres Gottes über sie bringen will, die Unwürdige.

Aber Gott, Gott muß es wissen, ihm sei es überlassen. Und sie atmet ganz Liebe und Andacht. Und lieb sind ihr die Stunden, da des Tempels starre Pflicht, die, obwohl gewissenhaft erfüllt, schon etwas zurücktritt, sie freigibt, da eilen zum Schemel ihre Kniee und sinkt in die Hände ihr sehndes Antlitz und in Gottes Schoß ihre flüchtende Seele.

Und still ruht sie, gestärkt, freudig, ganz ergeben, ganz ausgeglichen hinüber ins Göttliche.

Erwartend löst sich auf die Zeit, und es beginnt zu spielen von Licht. Duster, düstergolden wie Fußtapfen. Geisterbängen Sonnenscheines steckt noch Glanz in

glorienvoller Kammer, und des Weibes junge, mildmächtige Seele steigt, und das Licht steigt und jubelt und zittert, und ein Körper ist nicht mehr da, es müßte denn der Leib sein vor dem Schemel, der starre —

Ob es der ihre, sie weiß es nicht, es sorgt sie nicht. Sie fragt nicht, sie ist ganz Seele, ganz Gottes. Und seine Macht leuchtet, daß ihr die Sinne, auch die Sinne der Seele, vergehen, die Fähigkeiten zur Welt, zum Erfassen der höheren Welt ohne die fleischmühsamen Gebilde.

Und nun, da sie wieder zu sich gekommen, da sie wieder in ihrem Leibe ist, nun weiß sie, daß sie Gott trägt und ausreift: die Jungfrau wird frommsorgsame Mutter, ihr Leib nun selbst ein sorgsam zu behütender Tempel. Ein Gefäß der Gnade, vor jedem Anstoß zu bewahren um deswillen, was sich darin bereitet, der ganzen Welt und ihr zum Heile.

Sie fühlt nur mehr Weib, die Heilige, die heilige Mutter, die Gottesträgerin, zu der mit scheuer Ehrfurcht zag-sam aufsehn die Engel.

Heimsuchung

Und es treibt zum Weibe das Weib, die Hoffende zur Hoffenden. Nun entsinnt sich Maria stärker ihrer Base Elisabeth, und daß auch diese gebären soll. Die gottesfürchtige, glaubenskräftige, lebhaft-tüchtige Base, und der würdige stille Priester — ein Heimweh erfaßt sie nach beiden, ein Schwesternzug des gebärenden Geschlechts zum Austausch von Freude und Rat.

Ihr ist's, als ginge sie gebotene Wege, wandle im Geiste, vorbildlich im Gehorsam die steinigen Pfade.

Und da sie schon das schlichte Haus sieht im Landstädtchen unter dem klüftigen Hügel dicht neben dem bescheidenen Tempel, den der Ort vermöchte, und in dem sie doch immer so gern gebetet hatte, bei ihren früheren Besuchen, demütig, ehrfürchtig, daß sie ja ihn nicht verachte, da sie seit Kindsgedenken an der Stätte höchster Gottespracht geweilt, tritt auch die Base heraus, bedacht die Augen. Denn mit der über die Randhöhen ins Tal tretenden Sonne kam Maria, die schon mit den Sternen sich erhoben hatte, zu ihrer Wanderschaft. Nun hat sie die Base erkannt. Hurtig regen sich ihre Schritte. Gastfreude verjüngt das Alter.

„Wie geschieht mir die Ehre und Freude, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“

Maria staunt, daß jene schon weiß.

Die Base deutet: „Da du dich nahetest, hüpfte das Kind in meinem Leibe. Aber, was versäum' ich mich?“

Nun wird der liebe Gast hereingeholt, zum Sessel geleitet, und darf sich nicht regen, und wird ihm aufgetragen Honig und Milch und Brot. Während der sanft umsorgenden Erholung, die so wohltut nach langer Wanderung in Sinn und Seele, kommt auch Zacharias, der Silberbärtige, aus seinem heiligen Dienste. Er ist schon eingetreten in die Ehrwürdigkeit des Alters, und als auch er, nicht sogleich, die Segenskunde erfährt — Frauen bewahren das eigen Innerliche gern für sich selbst —, vermag er nur ernst zu schweigen.

Er zweifelt und jubelt nicht, er will sich in das Neue nicht mehr finden.

Das kommt nach ihm.

Es sind die Tage der Seele, und die weisen die Welt auf das Weib!

Epiphánias

Nicht nur Irrwische locken, nicht nur das Verkehrte ruft. Ein rufender Stern, ein Zeichenstern, keine fernleuchtende Lebenssonne: ein Licht der Geistigkeit ist dem innern Auge der geweihten Forscher des königlichen Ostens aufgegangen. Im Westen steht er und deutet Gefahr und große Ferne. Des Geisterkönigs Ruf ist ihnen genug, sie, die stolzen Herrscher forschen draußen wie wegesfremde Wanderer. Abenteurern werden sie gleich in Heiligkeit. In Sterneneinsamkeit, die ernsten Augen oben — taucht er wieder auf, der Stern? — ziehn sie weiter, Nacht für Nacht. Zweifelnd wie einer großen Narrheit schuldig, und haltlos. Jerusalem, die Hauptstadt, weiß nichts von diesem König. So gewinnen sie wieder das Tor und die vertraute Nacht, da zeigt Melchior nach oben. Die Beiden nicken. So hell ist der Stern, daß jedes Steinchen klar wird und kein Fehltritt der Kamele ihnen Schaden trägt. Kein Zaudern mehr!

Da — der nicht hoch leisziehende Stern ist in Festigkeit eingelaufen. Starr steht er. Sie sehn sich um —

nichts! Ja da: ein kleiner Stall! Haben sie nicht husten hören? Da kommen Hirten an ihnen vorüber. Vor dem Stall knien sie. Sonderbar! Der Dolmetsch fragt. Mit leiser Stimme, wie eine seltsame Sache mitgeteilt wird, kommt die Antwort zurück:

„Die Hirten beten den neugeborenen König der Juden an.“ Hier? So ärmlich? Der große Geisterkönig? Die Magier sehen sich an. Im Licht auf allen Stirnen verständigt schreiten sie hinzu. Allmächtignst in fragenden Äuglein. Zarte Gebärden in weltschaffenden Händchen. Schon knieen sie. Vor ihnen wachen wie um ein heiliges Wunder die heiligen Eltern. Die reinste Mutter, der edelste Bräutigam, und wehren nicht, wen immer sein heiliger Wille treibt zur Verehrung. Sie wissen: dieses Kind gehört der Welt — sie dürfen's nicht abschließen, und haben den Schandenschein untreuer Begehrlichkeit und schwachmütiger Duldung auf sich genommen.

Wie eine nächtliche Erscheinung sind verschwunden die Könige. Der Königsknabe, wie oft nicht gedachten sie seiner. Aber er leidet Erlösung; so müssen die starken Verehrer ihren Gott der Verachtung und blutiger Erbitterung überlassen.

Eines Abends fanden die Hirten den Stall der Gottheit leer. Als aber das Reich der Allmacht in die Söhne des Elends zog, da erinnerten die davon Überlebenden sich des Überlebten, und sie verließen ihre Herde wieder.

Diesmal aber nicht für Stunden, einige sogar für immer.

Andeutung

Johannes, das gesunde, sehnig gebaute Knäblein der ältlichen Eltern, ist des göttlichen Kindes Spielgefährte, behütend und hilfreich. Er war still auch im Freien mit seinem göttlichen Verwandten. Und sah aus, als säne er fortwährend über etwas nach. Nur ein Wunsch, ein Auftrag, leise Anregung seines himmlischen Gespielen rief ihn unverweilt auf die Erde zurück.

So wuchsen die Knaben auf. Bald weilte der junge Jesus einige Tage bei den Eltern des Johannes, mehr aber noch kam der Priestersohn hinüber in die fromme, sanfte, arbeitsernsteste, liebesholde Hütte von Nazareth. Da gingen sie beide dem Zimmermann mit Hobel zur Hand, trugen Hammer und Nägel, oder füllten für Mutter Maria den Krug am Brunnen. So verging die Zeit.

Da rief die Knaben, die zwölf Jahre alt geworden waren, die Tempelpflicht. In langen, vollschönen Gruppen wandelt es zur duftkeimenden Frühlingszeit, da der Feigenbaum seine wachstumtüchtigen Knospen ansetzte, hinauf gen Jerusalem.

Es gemahnte an den Weg der Menschheit zur Vollendung, wie so ein Zug den heiligen Pforten sich näherte, dann nach größerem Zwischenraum ein zweiter folgte, und doch noch immer neu es auftauchte fern dahinten am Rande der Hochebene, drauf die Königin der Städte thronte, eine tröstende Hochburg der sehnenden Mühsal.

Bei dieser entfalteten großen Volksfamilie fand und erneuerte sich die entlegene Verwandtschaft. Hier zuerst

bekamen einander zu sehen, die so viel voneinander geredet hatten, hier umarmten sich Angehörige mit der großen herzlich breiten Würde östlicher Stammesfreude.

Besonders aber die Kinder, die Onkelfrohen, die gerade im Fremden Festtätigtrautes findenden Kinder verschwinden in den Falten dieser nun mitzusammenziehenden Blutsfreundschaft.

So suchte man auch nicht, als man am ersten Tage nach der Heimkehr von den Tagen des Festes die beiden Knaben vermißte: sie werden mit Jehuda, Zabulon oder Manasse gegangen sein. Gelegentlich fragte man: „Jesus und Johannes sind wohl bei euch?“ Nein, das sind sie nicht, man weiß nichts von ihnen. Schon wächst die Sorge. Als endlich alle erdenklichen Erkundigungen eingezogen sind, kehrt Josef zurück zu der im Rathause, da die andern schon weiter gegangen sind, verbliebenen Mutter. Ängstlich sieht sie auf den Eintretenden, er vermag nur mit dem Haupte zu schütteln. Sofort erhebt sich die Mutter und geht auf die Tür zu. „Wohin?“ „Zurück nach Jerusalem“, die kaum vernehmbliche Antwort. „Du nach Jerusalem? Unmöglich! Du wirst unterwegs liegenbleiben! Du kannst kaum weiter. Bedenk, es sind fast drei Tagereisen auf rauh bergansteigender Straße. Bleib solange hier, ich werde mich beeilen, in fünf Tagen bin ich wieder zurück.“ „Nein, Josef, ich gehe mit dir. Eine Mutter, der ihr Kind abhanden gekommen ist, hat keine Ruhe, Josef, sie würde umkommen, wenn sie allein bliebe und harrte.“ Und Josef, beflissen voll sorgender Pflicht, dachte an die

gleich jähe, gleich angstvoll trübe Reise nach Ägypten. Er versuchte mit dem geringen Reste des Reisegeldes einen Esel zu mieten, aber seine Bemühungen waren und blieben vergeblich, soviel er ihrer auch anwandte und sich nicht genug tun konnte darin, bis die Mutter ihn antrieb, ihre Gemächlichkeit dem verschwundenen Kinde zu opfern. Aber die angstgejagte Mutter kannte nicht Erschöpfung noch Ermüdung. Kaum daß Josef selbst Schritt halten konnte mit dem eilenden Weibe. Schon am Mittag des zweiten Tages stiegen die Kuppeln der Jehovastadt in den spähenden Blick, und spät in der Nacht noch klopfen sie an das Tor. Das flehentliche Bitten der Mutter rief endlich den Wächter an die Riegel. „Mein Kind. Wir wissen nicht, wo es ist! Es ist nicht mit uns, noch mit anderen aus unserer Kundschaft heim. Es muß hier verblieben sein.“ „Heut ist es zu spät. Morgen in aller Frühe wird das Tor wieder geöffnet. Wo wollt ihr noch hin?“

„Um der Barmherzigkeit Gottes willen, bei den Knien deiner Mutter, Mann, wir haben die drei Tage-reisen in zwei Tagen wieder zurückgetan, da wir der Heimat schon nahe waren, und nun, nun sollen wir vor den Toren stehen und auf den Riegel harren, während unser Sohn, der uns muß verloren haben im Gedränge, die Straßen durchrennt und sucht, nach uns ruft und verschmachtet!“

Der Torwart stand noch einen Augenblick, ging dann fort, Licht fiel durch die Spalte, und man hörte einen schweren Schlüssel mühsam ungeschickt in den Irrgän-

gen des Schlosses tasten. Dann wich in geschlängeltem Rückzuge ein vorgedrängter Riegel, hochaufatmend standen die Erschöpften in der Torhalle. „Halt, ihr Leutchen“, redet der bärtige Wärter die Voreilenden an, „so geht es denn doch nicht. Erst muß ich euren Namen wissen. Habt ihr einen Schein?“ Josef wickelt den Beglaubigungsbrief der Obrigkeit von Nazareth sorgfältig auseinander und reicht das Schriftstück hin. „Sieh, da steht auch euer Sohn. Ist es der, den ihr sucht?“ „Ja“, antwortet Maria, erwartendregt, Josef aber nicht, sein aufmerksamer Blick trat heraus aus der Gelassenheit dieser Gebärde. „Dann wird es der sein. Ich will euch einen Rat geben. Geht in die Herberge, genießt etwas und schlaft erst, ich sehe, ihr könnt euch nicht auf den Füßen halten. Morgen um die dritte Stunde wird der Tempel für das Volk geöffnet, geht hinein alsdann und seht, daß ihr bis zum Sitze der Schriftgelehrten vorgelassen werdet. Dort mitten unter ihnen sitzt ein Knabe von etwa zwölf Jahren. Der beantwortet ihre schwierigsten Fragen und legt ihnen derart schwere vor, daß auch die Weisesten oft verstummen. Die ganze Stadt spricht davon. Von Jesu, Ben Josef. Dem Namen nach könnt es euer Sohn wohl sein. Er soll ungewöhnlich helle Augen haben und langes in der Mitte gescheiteltes Haar, und an hat er bräunliches Gewand.“ „Er ist es, es ist unser Jesus, unser göttliches Kind!“ sank Maria Josef in die Arme. „Uns solche Sorge zu machen!“ bemerkte ernst der abwägende Mann, während er leise die Hände von den Schultern seines Weibes tat. „Doch sein göttlicher

Vater mag es ihm eingegeben haben“, fügte er, seinen Tadel wieder auflösend, hinzu.

„Nein, es ist nicht recht, er hätte es sagen können — ich möchte nicht noch einmal solche Angst erleben. Und doch —“ ergeben faltet die Schmerzensmutter ihre außer den Arbeitsschwielen an den Innenseiten der Finger zartbleichen Hände. „Doch nun komm, laß uns gehn, du bist so müde.“ Und zärtlich, aber mehr gütig als anschniegender, streichelt sie ihrem Gemahl die eingesunkene Wange des selbstlos Besorgten. „Also morgen früh. O, du Blume meines Herzens, daß du nicht verloren bist — nimm Dank, himmlischer Vater, daß du das Tor meines Herzens mir behütet hast!“ Am andern Morgen, schon lange vor der Zeit, ehe die Pforte des Tempels dem Volke sich aufschloß, standen die nun nicht mehr bekümmerten, aber wie auf den Zehen ihrer Seele Erwartenden dicht am äußeren Eingang. Jeden Versuch der ungeduldig rücksichtslosen Menge, die unscheinbaren Fremdlinge zu verdrängen, wies Josef schlicht und fest mit voller Behauptung seiner Widerstandskraft zurück und schirmte so den Platz der göttlichen Mutter. Und als sie mit aller Ehrerbietung und zagender Haltung, doch etwas scheu und eifrig, bis an die Grenzen des Verstatteten und des vorbehaltenen Raums gelangt waren, da sahen sie bisweilen das Haupt des Knaben und hörten seine helle Stimme schön und deutlich etwas erklären, dann aber mit gemäßigter, doch großer erwachsen-ernster Gebärde erhob er mit sachlich unbefangenen Nachdruck seine Fragen, und oft war die Antwort Schweigen oder unsicheres Hasten.

Der junge Meister

Im Tempelgebäude ist ein langer Zug um die Pfeiler rechter Hand aufgestellt vom Allerheiligsten. Ein langer Zug. — Die hören und reden mit zusammengebohrten Brauen und schmettern mit einer grellen kriegführenden Stimme, die nimmer in diese Stätte des Friedens paßt. Diese Stimme erinnert zu sehr ans vermietete Forum, behende und weltlich wie sie ist. Aber zwischen ihnen, diesen Raubtieren der Satzung, unter der sie das Gesetz begraben, keimt ein Knabe, ein schlanker, schon edelhoch gediehener Knabe. In seinen Gebärden wohnt noch Anmut, noch die Spielfreude der Kindheit, holdselige. Ein Lippenpaar, milde, leiserot, freundlich, zweifelt lächelnd bei den großen Reden, dem dann einer sanftwarmen Schwelle der Weisheit Entgegnungen entleuchten. „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“ sagt unser König. Aber ihr habt keinen Odem. Eure Werke sind Gespenster, sind gleich den Zuckungen des Bewußtlosen auf der Straße, der Schaum vor seinen Nüstern führt. Aber nur der Willen meines Vaters, der im Himmel ist, nur euer Hineinlegen in ihn kann sich zu Werken der Liebe erwärmen, zu heilsamen und kraftführenden Werken entbundener Stärke. Ihr seid blind wie Maulwürfe, und doch habt ihr Augen. Lichtreif aber müssen sie werden und gleich dem feuerweißen Auge der Lilie das reine Licht der Sonne begrüßend.“

Das war fremde Sprache in diesen Hallen, gottesernste Tempelruhe, unverstanden. Noch war kein Lichtauge reif für Geist und Ewigkeit.

Heimkehr

Nun war die Zeit vorbei, das Geräusch der Beendigung kränzte die lehrende Stille, die Gotteserörterer gingen auseinander, und freundlich, aber als sei nichts geschehen, ging Jesus auf seine Eltern zu. Diese Sicherheit und das Fremde, das Andersartige, dem der fast noch kindliche Sohn so unheimlich selbstbeschlossen sich gewidmet hatte, erbitterte die natürliche Mutter, die menschliche Maria.

„Mein Sohn, wie konntest du uns das antun? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht ... drei Tage! O mein Sohn ...“ Aber auch die Bestimmtheit des Sohnes, des Gottessohnes, nicht des Menschenkindes nimmt herbe Färbung an. Schon früh scheiden die Wege sich zwischen Göttlichem und Menschlichem, dem Allgerechten und dem Verhältnisbefangenen, dem Seelentiefsten und dem nur Häuslichen. Da sah auch Johannes mit frohverklärtem, gefährtenstolzem Anteilantlitz aus den Zuschauern hervor zu seinen Verwandten.

Dessen Eltern waren nicht mitgekommen, hatten Maria und Josef die Sache überlassen; wußten sie nicht schon, daß, wo Jesus sich befand, da auch Johannes zu finden war?

„Warum habt ihr mich gesucht — wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein mußte, was meines Vaters ist?“ Indes, der Ton, dieser harte Ton blieb nicht stehn, und sofort erklärte der Knabe sich bereit, mit seinen Eltern

den Heimweg anzutreten. Und drinnen in Nazareth, in der Zimmermannshütte, war er der gehorsame, sanfte, hilfsanstellige Sohn des Handwerkers in schlichter, froher Arbeit. Nur der Rost der Arbeit, Rauheit der Gebärden, des Wortes und Tones, Unzufriedenheit, Murren und häßliches Begehren blieben diesem Hause fremd, diesem Muster erlesener Höhe auch in Niedrigkeit.

Und stark, in sich gekehrt blieb beflissen Johannes. Meist war er mit Jesus, doch oft suchte er auch die Einsamkeit.

Die Stimme des Rufenden in der Wüste

Bald hörte man von einem jugendstarken Mahner in der Wüste, der sei von erschütternder Macht und Wucht der Rede, sein Körper sei überaus sehnig, stark und ringend, er gürtete sich in Felle, lang wehe ihm Bart und Haar, und nur die herbe Gabe der kargen Wüste: Honig und Heuschrecken nehme er zur Nahrung.

Noch stand das Morgenrot am Himmel, da trat Jesus gerüstet und mit Sandalen an den Füßen vor seine Eltern, die, ehebevor sie das tägliche Werk begannen, den Preis Jehovas sangen und seine Gnade auch über diesen Tag herabriefen. Als sie damit geendet hatten und nun sich zum Frühstück setzten, Milch und Brot, um sich zur Arbeit, zu all der Mühseligkeit des Tages zu stärken, trat der Gottessohn auf sie zu und sprach: „Meine

Stunde ist gekommen! Es ist Zeit nun, daß ich hinausgehe, um das Reich meines Vaters seinem Volk zu verkünden. Ich muß euch verlassen, doch mein himmlischer Vater wird euch trösten und euch beistehen, und mein Gebet wird um euch sein immerdar. Aber es ruft die Stunde, und ich darf keine Zeit mehr mit euch verbringen. Wie du ausgießest ein Gefäß, und das Wasser zog in die Erde und tränkte die Blumen des Feldes, so soll auch das Leben des Menschen seine Bestimmung erfüllen.“

Maria stand auf und legte ihr Haupt an seine Brust, der pflichtfeste Sohn ließ sie eine Weile dort ruhn, da nahm er sanft ihre Hände: „Du wirst mich wiedersehen, Mutter, und Trost haben bis an dein Ende!“

Josef, dem greisen, an dem schon das Alter rüttelte und ihn zittern machte, ward der Bissen schwer und schrammend: „Und wann sehe ich dich wieder?“ und sah ängstlich auf.

Jesus aber wies nach oben und trat hinaus und ging durch den Ort mit starkem, gleichem Schritt, ohne sich umzusehen. Das Mahl aber blieb unangerührt.

Um den Verweisenden in der Wüste standen reiche, vornehme, weichliche Würdenträger, die Neugier hinaustrieb, die stehend sich erschüttern ließen, gehend überlegten, nach Hause gekommen wieder anlegten das Gewohnheitsgewand.

Er überragte sie alle mit seinem ganzen Haupt, seine kräftige, gereifelte, dunkelrötliche Manneslippe zittert vom Schwung der Kraft seiner Rede. Seine schwarzen Augen äugen sittlich kühn in die Ferne, und der starken

Brauen schwarze Bogen sind warm und reich von kräftiger Seelengröße und ausgiebig froher Willenswucht, Willenswucht, die auch dann nicht schlief, wenn leise die Sprache war. „Ihr kommt hinaus, weil ihr übersättigt seid mit Schöngeschwätz, weil ihr stumpf seid, daß meine Rede euch angenehm erzeuge. So rede ich euch nur tiefer hinein ins Verderben, da ich doch zu eurem Heil rede.“

Nun schob er alle beiseite, trat mit mächtigem, edlem Schritt durch die Schar und beugte sich vor ihm, der einst sein göttlicher Gespieler gewesen war. Dann sprach er zu der Schar, der bunten, von Weibes- und Würden-Gewand: „Entfernt euch, der Heiland ist gekommen, dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen zu lösen — und ihr seid seiner noch nicht wert.“

Und Jesus sah zu dem Bräunlichstarken, dessen wüstenheiße Seelenglut und Siedlerkraft ihn demütig anblickte, freundlich mitteilend hinauf: „Ich möchte von dir getauft werden!“

„Du von mir?“ entsetzte er sich. Gleichwohl gehorchte er. Eine goldene Schale aber war das sonnige Jordantal. Dann schieden sich beider Wege. Jesus nahm das friedlich stille Land, darin zu lehren. Johannes aber zog in die purpurtosende Hauptstadt, um dort inmitten pfauenäugig schillernden Stolzes und prächtiger Zusetzung das ernste Wort des rauhen Heils zu künden. Umwundert, umspottet zog dies rauhe Wort der Wüste die Straßen hinan bis vor die Hofburg. Auch hier sprangen vor ihm auf die mildgoldenen Pforten, und bald brach sich seine herrliche Stärke an der glatten Härte des Marmors und noch härterem Fürstenherzen.

Die Versuchung

Früher suchte man die Thebaide auf. Nun trägt man sie in sich. Oft mehr als lieb. Die Wüste war Unmittelbarkeit des Seelenlebens. Grauen vor dem gebetbuch-satten Philistertum der Pharisäer. Gewiß ist das gänzliche Ablassen von der Erde nur eine Insel des Göttlichen im Leben, aber eine selige Insel: wo nichts Menschliches lebt, da ist alles göttlich.

„Reißt du sie aber zu früh mir wieder auf, Satan, die Tür des Fleisches, winke ich selbst meinen Leib wieder herbei, dann ist viel Wachstum des Geistes verloren.“

Wie eine Krone zackt sich die Stadt. Auf der Zinne des Tempels steht Jesus und sieht hinab.

„Stürz dich hinab, greif mit magischer Macht diese Krone.“ Ihm zur Seite wiegen sich die listig schlängelnden Mienen des Versuchers, der anmutig ist und schön in seiner lauernden Schmeichelgestalt. Jesus begegnet ihm ohne Schwäche und ohne Hochmut. Nur seine Seelengeradheit stellt er ihm entgegen. Ein Blick seines gottnüchternen Lebens legt dem Versucher all den Aberwitz seines Beginnens wieder vor die Füße. „Magische Eitelkeit zerschellt.“ Des Torensinnes der Schlauheit, angöttlich Weltdurchdringende auch nur heranzuwollen. Und doch ist Jesus dankbar. Versuchung übt. Blöde Unschuld erträgt schon der vorwärtsdringende Mensch nicht. Heran muß die Fehle auch an den ins Leben tretenden Gottessohn, nur hinein zieht sie ihn nicht.

Im Sündenfall bereits liegt dieser Sinn. Aus der Starrheit des alten zur Gewandtheit des neuen Glaubens.

Das Unversuchte widerspricht dem Gottmenschlichen. Der Gipfel ruft, das freudeglänzende Tal kommt näher. Wie Worte, Machtschlüssel des eigenen Lebens, den Menschen suchende Pforte. „Sieh, das sind deine Sklaven.“ „Nur wer die Teile flieht oder recht sie zusammenlegt — der hat das Ganze. Nein, sie sollen sie selbst sein. Dann sind sie meines Vaters, der im Himmel ist, und mein, der sie liebt wie ihr Leben.“

Auch Schatten und Mängel sind zur Vollkommenheit notwendig, die Welt erheischt sie zu ihrem höheren Sinn, um über sich hinauszudeuten. Nun verließ den reinen Sohn der Höhe der Geist der Finsternis, das Licht kam und umharrte seine Befehle.

Acker und Ackerer

Der letzte Genuß, den ein Mensch oder Volk noch sich zu bereiten vermag, ist die Schulmeisterei, die selbstgefällige Strenge äußerlich leerer Regel. Dann bringt man sein Wesen aufs Kleid. Unter lauter Geboten verliert sich das Gesetz. Zu unterweisen findet man nichts, es fehlt die Frische aufmerkender Schüler, und wäre sie vorhanden, man würde sie nicht erkennen, ihren Drang und ihr Recht nicht verstehen. Zu echter Lehre gehört Fülle des eigenen Empfindens, ein Jünglingstum der eigenen Seele und straffe, männliche Meisterschaft saftreicher, wohlvorbereiteter Geistesgaben.

Von nun an aber fraß der Weg die Sohlen, Geist und Eifer den Weg und Geduld das Laster.

Und es kam der erste Jünger und stellte dem Meister sein ganzes Lebensgut zur Verfügung, die Einsicht zur Belehrung, den Willen zum Gehorsam. Womit er sein Leben vordem hatte bauen und erhalten wollen, das Vermögen reichte er dar, er zertrümmerte die Form seiner Tage und sprach zum Meister: „Schaffe mir eine neue, wie du willst, Meister!“

Der Meister nahm den Starken und erzog ihn und baute aus dem guten Grund.

Wieder kamen ihrer, die wollten wohl das Gute, Schöne, das Seligwerden nach dem Tode; aber fahren lassen, was sie hielten, das vermochten sie nicht, und traurig gingen sie fort, weil sie fühlten, der Leib lebte, aber die Seele starb. Und wie sie gingen, empfanden sie vor Furcht schon die Hölle der eigenen Verderbnis, die keinem erspart bleibt, der fühlt und schwankt und seine Besserung tötet. Unselig sind sie und überaus armselig, armselig gerade an ihrem Reichtum und erringen kein Mitleid wie die Darbenden und wehgeschlagenen Träger der Plagen und Qualen — die Lauen, an eigener Trägheit Verwesenden, nur noch Verachtung. Der Vollkommenheitssucher ist ein Maler. Der aber erhebt und läutert die Gebilde seiner Gemälde und macht sie frei von der Gestalt seiner Schausitzenden. Der weiß: nur die Schale der Welt ist bunt, darinnen aber wohnt die Fäulnis für und für, und wer statt der Arbeit die treue Hand zu reichen, die purpurheiße Zimmetwange lichtlockigen Genusses streichelt, wie des Westens Fingerspitzen leis über Rosengärten gleiten, der stört und zerstört die Menschheit bei sich und andern, die er braucht,

der Verführer. An so geil entarteter Häufung aber entzündet sich das Feuer der Hölle.

Der Starke gebraucht die Welt nach dem Geist, oder er wirft sie fort, wenn er das nicht vermag oder mag. Der Schwache aber fühlt nicht, wie er so schwach ist, zu schwach für die Welt und ganz ohne Gegenwehr für den täuschenden Weltsinn, und sterben muß an der Nahrung der Welt, sterben muß im Geiste. Darum verliert der Reiche den Sinn für die Seele, weil, was des Leibes ist, so laut ihn umtost, und er nur darauf bedacht ist, wie er den Leib füttere, den Geist aber darben, absterben, sterben läßt. Und mehr der Jünger kamen, viele fielen, doch es blieben derer, die sich anschlossen, sich opferten, derer, die immer die Worte ewigen Wertes hörten und ihre Seelen ausrichten ließen nach dem Wohlgefallen Gottes. Nicht hervorragende Anlagen oder Ansehn und Vermögen zählten mit bei der Jüngerwahl, keine Kaste, nur Vertrauen und Willen.

Und immer geschwisterlicher ward es, treulich wollend, sich ergänzend. Und der Zwölfte kam. Da ist der Ring geschlossen. Und einer derer, die kamen, auch er glaubte. Aber er war vorsichtig, ohne Mißtrauen vorsichtig. Er hielt die Augen offen. Er konnte nicht anders. Er suchte die Wahrheit, aber wie ein Forscher, nicht mit Inbrunst oder Gebet, wie die Frommen sonst es tun, der Vorschrift treuherzige Beherziger.

Und des Heilands Rede war mächtig wie ein Gesetz und stellte gewaltig sich hin, milde hier und herbe dort, und alles zur rechten Stunde. Gleichnisse, tüchtig und schlicht wie das Leben, das Gottes Hand entflossene

Leben, verscheuchten den Vorwitz und forderten auf, zu leben dieser stillen Kraft zu Tat und Gehorsam, zu starker Demut den Willen zu erziehen. Und sein Wort fiel auf die Jünger und die Weisen und die Massen.

Die Zwölf aber sammelte er um sich und lebte gemeinsam mit ihnen, und lehrte sie den hehren, schlichten Alltag des Göttlichen, den die Auserwählten wandeln, die Weihe und Würde des Mahles und der Erholung, das innerliche Gebet vateraufblickenden, dankend langsamen Brotbrechens, den Gruß zum Himmel für die Frucht der Erde. Später dann sollten die Berufenen seine Vertreter werden, sie sollten sein Werk tun, wie er selbst, in seinem Namen. Und seine Kraft, sein Willen zur Menschheit öffnet sich, müdemachende, die starke Seele des Menschlichgebundenen schwächende Wunder. Sammlung und Gebet ersetzte die gespendete Kraft. Nächtlich, wenn des Tages allgemeines Werk dann ruhte, kam zu ihm die stille forschende irdische Weisheit, die gehalten prüfende Vornehmheit des gebildeten Mannes. Und auch den lehrte er nicht allgemein wie das Volk, nicht wie ein Priester, ein Verkünder und Prediger, sondern allein, im Zwiegespräch von Mund zu Mund, wie der Denker seinen Lieblingsschüler unterweist.

Der Heiland und das Weib

Das Geschlecht der Liebe, das der Heiland heben und befreien wollte aus der Sklaverei der Lust zum Schwe-

sterntum des Mannes, wie hätte er nicht vor allem dieses verstehen sollen und es lieben? Lieben mit der Liebe der Verklärung, in der nichts einzelnes mehr zittert, die alle hebt und lehrt und bereitet, und keine verstößt im Vorzug der einen?

Weil er rein und unverlangend über dem Weibe stand, war er ihm auch näher, trauter, das Geheimnis des heldenmütigen scheuen Geschlechtes, seine Bangnis schlichtend und ratend zu seinem Besten. Nichts nimmt sich der Mensch so leicht heraus als Raten, und nur Einer kann raten: Gott. Andere lieben zu oft das Weib nur zu dessen Verderben. Jesus aber liebte das Gebürgeschlecht, das Lust und Opfer der Liebe, Gehorsam und Qualen zu mischen hat, alles dies weidsam Trübe zur Reinheit der Liebe, reinsam zu seinem Heile.

Ekel ist der Schatten der Lust. So wandelt sich die Gemeinschaft der Lust leicht in die Gemeinsamkeit des Ekels, entzweit sich und lästert. Der Reine aber erkennt auch im Übeln die Hingabe. So liebte Jesus das Weib, das gemütsstief folgsame Geschlecht und lehrte es lieben, ließ sich lieben von ihm und erzog seine Seele zur Freiheit, die er ihm zu geben gedachte.

Und das Weib, das wie Verfolgte, wie Wild und Kinder witternde Geschlecht, erkannte seinen Freund, seinen göttlichen Freier und brachte ihm Salben, die es löste mit dem Tau seiner Seele, ehrfürchtige Demut und stillen Dankes tiefen Blick.

Richter auf Erden

Es ist menschlichem Hochmut einmal eigen, wenn jemand sich frei fühlt von dem oder jenem hindernd erniedernden Trieb. Und findet am Nachbar ihn, so geht er hin und verklagt ihn und will ein Mal der Schande ihm aufgestempelt haben. Seine eigene Häßlichkeit aber an anderer Stelle sieht er nicht, und sieht er sie, denkt er mit Reu und Gebet leicht sie abzubitten vor dem obwaltenden Gott. Doch des Geistes Gesetz ist die Gerechtigkeit. Wunder der Allmacht zwar sind dem Geiste leicht, ganz unmöglich aber Wunder des Willens. Gott kann keinen Geist beseligen wider seinen Willen oder Wert. Marklose Wünsche nützen da nicht. Und dieses Gesetz eben heißt Gerechtigkeit, heißt: Gott kann sein eigenes Reich nicht zerstören. Des unverzeihenden Schuldners Schwäche kränkt die Reinheit des Geistes, wie aber kann ihn, den Unreinen, ein anderes Unreines kränken? Kaum hat er Recht, es zu vermerken — und er will es ahnden? Als ob der andere ihm verantwortlich sei! So sah der Göttliche, um den die Menschensinne nur geworfen waren wie ein Gewand der Seele, des Rechts jämmerlichen Behelf, und wies ihn auf.

Allein der Sündenlose soll den ersten Stein werfen auf die eingestehend Angeschuldigte.

Und hätte ein solcher sich gefunden, auch er hätte nicht strafen dürfen. Der Vorzug des seelischen Glückes, des eigenen Vorrechts, das ihm geworden war, gab ihm kein Recht auf den seelisch minder Starken, minder Begabten.

Hartherzigkeit derer aber, die selbst Barmherzigkeit sehr nötig haben, nimmt von ihrem Haupte, was sie andern weigern, nackt stehen sie nun da vor der strengen Gerechtigkeit, die zürnen würde, falls sie zürnen könnte.

Im Reiche des Geistes hört die Gewalt auf, da gibt es nicht Sklaven und Herrscher.

Nur einer konnte die Sünderin strafen, der Heiland selbst. Aber ihn verlangte nicht nach Verletzung, sondern nach Genesung, so entließ er sie mit Verzeihung zu einem besseren Leben.

Der Umgang

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du nicht bist. Das gilt für jeden: der Umgang will Ergänzung, Andersgeartetes. Jesus aber hatte noch einen höheren Grund, also zu handeln. Um sich die Jünger, die künftigen Gefäße seiner Lehre, gern erbötig denen, die ihn aufsuchten um Trost und Belehrung, vorsehend bei Freunden in der stillen, gegenseitig Geist und Gemüt nährenden Heiterkeit und gastlich herzlichen Feier der Einkehr, suchte er nicht die Reichen und Mächtigen, die gesetzte Pharisäer und Schriftgelehrten auf, die aus Hochmut leere Werke taten, auch nicht die behäbigen Besitzer mittlern Standes. Die mochten zu ihm kommen, wenn sie hungerten, aber sie waren satt und bedurften seiner nicht. Nein, die Vorurteile brach er, mit den Geächteten ging er um, mit den schlecht Angesehenen, mit der offenkundigen, vom Hochmut der

Tugendbolde, dem übertünchten Moder der Seele, dem Tode des Geistes geächteten Sünde verkehrte er und trat ein in die Wohnung des Ausländers, des verhaßten Zolleinforderers fremdländischer Unterjochung, des Henkers des Handels und der Freiheit, denn längst vorüber waren die Tage der Makkabäer, der Hämmerer.

Das waren die Gefäße seiner Gnade, sie erhob er, eine Lehre wollte er geben der Kleinlichkeit der öffentlichen Meinung — er, der göttlichen Ursprungs, sich dennoch schlicht des Menschen Sohn nannte.

So brach er in die Vorurteile sein Geistesreich unendlichen Bruderfriedens und sah hoch hinweg über die Vorurteile, die Enge des vaterländischen Aberglaubens.

Arzt war er, und ging, wo er Krankheit fand, er wollte gründen das Überreich und suchte Bürger.

Die lühnende Sünderin

Man hatte den wunderlichen Meister von Nazareth eingeladen, sich zu Gemüte geführt — nicht den Wundertäter, den starken Sohn der Macht, den Geist in Gestalt.

Man hat sich diese Merkwürdigkeit kommen lassen, aber denkt nicht an Ehrerbietung, an gastliche Pflicht.

Und nun naht ein Weib: die Sünderin!

Das Ärgernis, was will's hier?

Lockere Sitten? Nein, hier wandelt man strenger Satzung nach. Und so schließen sich die Mienen in verkniffener Lippe der Tugenddünker widerstrebend über der

eigenen Lüsterheit. Neigung allein hemmt Verweigerung. Das Ärgernis kniet, seine Seele badet in Zähren den Staub des Irdischen vom Fuße wegstaubigen Wanderers. Und alle die strengen Blicke fühlt es, das Ärgernis — Blicke in ihr Leben und in ihr befremdliches Tun und Treiben. Und doch ist sie Weib, sie muß sich spiegeln mit all ihrem blanken Empfinden im Lächeln der Umgebung. Mutig hat sie diesen Zug bekämpft, als sie Sünde tat, der Lust zuliebe, mutiger besiegt sie auch die Verachtung der Freieren: sie ist Geist.

Ihr Leib läßt die Sucht und dient in Demut dem Willen der Gottheit. Wie ein Mantel der Gnade umhüllt sie das Haar, und demütig nimmt sie die schweren, vollen Ringel, um die duftende Salbe um die edelgefügteten Füße des Gottesgängers zu führen. Das Salbengefaß, diese Graburne der Eitelkeit, ist nun leer, köstlich wie eine geläuterte Seele duften die schlichten Füße des Allgöttlichen.

In einsam strenger Schlankheit steht das Alabastergefäß da, immer aber kniet die Heimgefundene vor den göttlichen Augen. Auch sie fühlt die gütigen Sonnen wie Wärme auf das Bad, den segnenden Regen der Rührung vollwilliger Reinheit. Noch kann sie nicht auf sich wagen, hinein nicht schauen, doch von all den Verachtenden um sie weiß sie nichts mehr.

Und nun schauert ihre Seele, ihr Scheitel fühlt die Gnadenhand kühl und lauter — sie ruht, die Hand, und ist Segen: Gotteshand ist Gabe und Gottesruhe Weihe. Der Heiland fühlt das Gesetz ihrer reinen Liebe, seine seelensuchende Liebe hat gefunden und freut sich

und wärmt. Der reine Mann des göttlichen Willens versteht und gestaltet des Liebesgeschlechtes biegsame Seele. Höher als feige Tugend, furchtsame Kälte steht edle Verschwendung törichter Liebe, das kraftvolle Wildentum des Willens. In seiner Göttlichkeit dankbarer Ruhe lohnt der Hohe die Gabe gewendeten Lebens. Ihr Salbengefäß der weltlichen Lust und Lockung, nun ist es leer, voll aber, über Rand und Zeit voll ist nun ein Gefäß, das ehemals Staub nur barg und verwahrlosten Fleiß der Öde bezeichnenden Spinne.

Die Befessene

Erdbeben der Geister: Unerklärliche Unruhe faßte, jagte und trieb sie auf die Menschen, diese zu bedrücken, ihre Angst in ungebärdigen Bewegungen mitzuteilen und dadurch sich erleichtert zu fühlen. Was in den Menschen forschte, sie hierher und dorthin trieb, zu Lehre und Richtung, zu Vaterlandstum oder Anschließung an's Fremde: es hetzte auch die Geister.

Um nun der in ihnen furchtbarer, greller, ungebrochener, körperunverdampfter sich zeigenden Wendungsempfindung zu entgehen, um ihr und sich zu entfliehen und doch irgendwo Schutz zu finden, verkrochen sich die Unvollkommenen und hinabgewandelten Geister bei den Menschen. Diese unreinen, ins Böse entschiedenen Geister der Undeutlichkeit, sie durfte der Meister nicht schonen, mit ihnen durfte er kein Mitleid haben, wo es

um's schwebende Leben der freien, in Gleichgewicht vorwärts schwankenden Menschennatur sich handelte.

Da schnitt sein reinscharfes Antlitz, sein hartruhiges Wort, seine schneidend schraubende, leichte Handauflegung sie aus ihren Schlupfwinkeln.

Der Seelenseher

Andere sehn die Gestalten, die Fehler und Lockungen, Ergebenheit und Trotz, Schmeichelei ihrer äußeren Schicht.

Der dauernde Geistempfinder, der von Gott ist, sieht nur die Werdegestalt edler, sich mühender Seelen, und bei den Wenigen den köstlichen Geist, für den schon auf Erden das Schleierspiel der Welt ein Nichts ist. Er sieht die Liebe, wenn sie auch als Ausschlag, als Schmutz zur Oberfläche tritt, als etwas aus zu großer Formbrunst Zergehendes — er sieht sie und sagt:

„Ihr ist viel vergeben, weil sie viel geliebt hat.“

Auch die warmempfindende Sünderin ist reicher als der nüchterne, geizige Tugendpocher. Und so ist auch die Reue schön, wenn sie in ihrer Tiefe Fieber ihre Höhe schaut.

Frauen waren seines suchenden Erlösersinnes erstes Gefolge mit ihrer hingebenden, fassend die Gnade, alle Gnade leidenden Seele. Erst das erstarkte, kräftige, körperlich tastbar gewordene Seelentum voller Sprünge und Einzelecken: das aus dem Einen ein Vieles Gewordene — Moral — fassen und tragen auch die Männer;

sie mit ihrem sondernden Arbeitssinn mehren dann und opfern sich ihm. Nur ganz wenige aber dringen wieder hinein in den zarten Beginn und sind ruhig in ihm und mildfest. So war Johannes, so wurden die Gottempfänger. Zur Vollkommenheit aber vereint sich beides: weibeszarte Frömmigkeit muß männlich heldenstark sich rühren, tätig sein, nicht leidend, gestaltend, gebend, fruchtbar — nicht fühlend nur und nehmend.

Ja, sie wollen Heil, die Menschen — aber von außen. Von heute wollen sie hören, aber nicht den, der die Ewigkeit redet. Das hindert den Geber, macht ihn unfähig, hart und herb zu bitterster Verachtung das Wort des holdselig mit tiefen, ernsten, seelenliebesehnsüchtigen Augen Sprechenden. Er soll helfen. Man hindert ihn: das Verlangen, das enge Gebet schon schiebt beiseite seine Gnadenhand. Aller Umstand — und sei er noch so selig — kann nicht hinein in die unfertige, verunstaltete, nicht nach dem Geiste ringende Seele. Sie wirft zu ihrer Genesung, zur Abwehr von Krankheits-einschluß, zur Verhütung blühend bewucherten Übels alles Glück hinaus, solange ihr Zustand nicht lauter ist, nicht alles äußerlich Gute annimmt und wieder von innen heraus es verklärt.

Gott kann nur anstoßen, das Lebensholde, die Ausföhrung und Haftung kann jedem nur von dem ihm innewohnenden, leicht verdunkelt und reglos gemachten, nahrungs- und ernährungslos verunstalteten, Geiste kommen. Die Seele baut den Leib und das Glück, und die Seele baut den Geist.

Der Geist aber ist Gottes.

Das ist, was die Welt nicht kennt und es hindert: das Reich, nicht von dieser Welt, das Himmelreich, das nur mit Gewalt, mit Hinwegräumung der Zufallsschichten, der Oberflächlichkeiten des Lebens gewonnen werden kann.

So ist es auch mit der Kunst, der Verlautbarung des Lebens: auch sie ist hinwegräumende Gottessucherin.

Alles Tiefe geht zu Gott.

Josefs Heimgang

Und auch nach Nazareth, dem verspotteten, gelächterumschütteten Orte des Gelobten Landes, das da allerlei Narreteidungen geziehen wurde, kam die Kunde vom Wundertäter und Messias.

Und die Vaterstadt errötete vor Stolz und wies mit Gelächter zurück das liebe Gerücht, um nicht noch tiefer in Hohn zu verfallen und schon vorbeugend zu begegnen dem neuen Gelächter, das es augengesenkt über seinem Haupte schon lastend empfand.

Josef freute sich. Gern wäre er hinausgezogen, selber zu sehn und zu hören; aber das Lager hielt ihn. Die Axt ruhete. In Marias Armen entschlief er. Im Tode wies er noch lächelnd nach oben. Maria aber zog wieder nach Jerusalem, nahe dem Tempel, wo der Tag ihrer Jugend dem Vater ihres eigenen Sohnes geblüht hatte und geduftet. Dort weilte sie, bis die Tage der Trauer kamen, der alte Tempel zerfiel und seine Wächter, die engführenden, verknöcherten Wächter der Gnade nicht

mehr waren, weil sie zerstört den neuen, der sich der ganzen Menschheit öffnete, und erschlagen hatten seinen geweihten Hüter.

Die Verklärung

Der Sohn des Menschen stieg gern die ernsten Wege des Berges hinan zu den Höhen. Da lag unter ihm die Welt, leidenschaftslos wie unter den gütigen Augen Abbas — das ist des Vaters — die Kinderstube des Höchsten. Da war er näher dem Vater, der Heimat. Und auch seinen Jüngern fühlte er sich näher, hier, wo ihre Gedanken nicht im Irdischen wurzelten. Die Welt der Reinheit, der Höhe, voller Sanftheit göttlicher Vollendung.

Hier erschienen den Jüngern des Meisters Worte noch eins so hehr und göttlich, hier kannten sie nicht Kleinmut und enges, ängstliches Wesen wie oft drunten im irdischen Tage, wo nur Alltägliches sie umgab. Auch ihr geistiger Meister trat dort zurück, auch er erschien ihnen bisweilen wie in der Irre, wie zu hoch verstiegen. Ihr Wunsch war göttlich, ihr Wille weltlich. Sie waren Neulinge noch des Glaubens und Vertrauens.

Wenig sprach der Herr, der Meister, wie denn auch das Steigen den Atem, den ganzen Atem, das sittliche Steigen den ganzen sittlichen Atem, des Menschen vollen Willen verlangt. Aber was er sprach, stieg aus jähnen Tiefen, überraschte, forschte aus. Hier war er der Mann der Einsamkeit, der Sammlung, der Sohn des Vaters,

der zur Heimat ging in stummer Begleitung der Fremden, die noch nicht reif waren für das Heiligtum. Nur drunten am See Genzareth blickte auch sein Auge blau-sanft, gütig, nicht heiligscharf, da lehrte er und half er, der Menschensohn. So fragte er einst: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ Und bunt antworteten die Jünger: „Für den Elias, für Johannes, den Täufer, Jeremias oder der Propheten einen.“ Und nun forschte der Meister: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?“ Und es antwortete nicht Johannes, dessen sanftes Antlitz mit innigem Glanze sich zu durchschimmern begann, nein, der ältliche Petrus, dessen kindliches Ungestüm, mehr entfahrendes als bewilligendes Zutagetreten den Herrn immer ergriff.

„Σὸ εἶ ὁ Χριστός ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος“.

„Du bist Christus, der Sohn, des lebendigen Gottes Sohn.“

Und erschrocken, als hätt' er in seinem heiligen Eifer, in seiner kinderhaften Empfindungsäußerung, im Ungestüm des Bekenntnisses in der Leidenschaft des Jüngertums, noch ganz in der Heftigkeit der Hingerissenheit, der Mannesbegeisterung des Glaubens, Einfältiges begangen, im Scheugefühl der Erschöpfung hielt Simon Bar Jona inne und erschrak fast noch mehr, als sein rügestrenger Meister ihn diesmal nicht irrig fand, über alle ihn lobte und sprach:

„Μακάριος εἶ Σίμων, βᾶρ Ἰωνᾶ“.

„Selig bist du, Simon Bar Jona, denn nicht Fleisch und Blut hat dir das offenbaret, sondern mein Vater

im Himmel. Du hast nicht von deinem Menschlichen, sondern von deinem Göttlichen das. Dein erdhaftes Vertrauen faßt den Himmel. Und ich sage dir, du bist der Felsen, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen.“

Und noch demütiger ward Petrus, noch bestürzter in seiner freudigen Bestürzung, und schleuderte mit seiner Sandale ein Steinchen fort, das ihm im Wege lag.

Ja, dieser verlässlich erdhafte Sinn gab guten Baugrund, dieser rissige Boden nahm am freudigsten schlicht wie Arme eines Lastträgers den sich niedersenkenden Himmel auf. Und deshalb verzieh der Herr diesem Tatsächlichen, diesem Jünger auch so gern seine Fehler, seine irdischen Gebrechen, weil er in seiner Art am meisten irdisch war. Und weil sein Glaube treuherzig Wirklichkeitserregungen entsprang, nannte der Herr ihn trotz seiner gelegentlichen Umstandsschwächen mit Recht, mit dem Rechte des Tiefsinns, den Felsenmann. Dieser Tatsachenglauben, dieses Bestätigen, vornehmlich in den Handlungen des Lebens aber verlangte als Äußerungsform eben jene Schwächen und Fehlstellen, welche die Jüngerschaft des ernstesten, gottesfürchtigen Fischers abhebt gegen das Verhalten seiner Genossen. Auf diesen praktischen Sinn gehörte die Kirche. Diesem ehrlichen Werkmannssinne, dieser großen, schlichten Hingabe des viel älteren Jüngers steht Fehler und Reue echt, wie die wilden Schönheiten einer Unart lebhaft gesunder, unter Augenblickssinnlichkeit innigtiefer Kindesnatur.

Und als nun Simon voller Dankwärme auf des Meisters Ankündigung, er müßte hinauf gen Jerusalem, dort Zeugnis abzulegen, und zu sterben dafür, um am dritten Tage wieder aufzustehen, teilnahmsvoll einwandte: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nicht!“ Da ward der geistige Meister zornig über die irdische Störung und wies den Bestürzten schier über die Maßen zurecht: „Hebe dich von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Es dauerte lange, ehe die Jünger das Göttliche begriffen und nicht mehr daneben tasteten. Deshalb wurden sie auch gute Lehrer später: aus Selbsterworbenem. Die Herbheit des Meisters aber war Deutlichkeit. — „Mit dieser Ansicht bist du mir Satan.“ — Wenn der Heiland seine innern Stufen erstieg, der Trauer, der Sammlung, der Verklärung, so nahm er dreie mit sich, ganz oder bis an das Vorzimmer seiner Einsamkeit.

Es war dies Johannes, der Freund mit seiner sanften, weiblichen Jünglingsseele, die treue Zuverlässigkeit des Simon, und des Jakobus wortlostraute Verwandtenatur. Und nun auf der Höhe legten der Jünger bereite, zitternde Seelen sich auseinander wie Blumenblätter vor der Sonne. Der Sohn aber trat in die Gottheit des Vaters, sprach aus der Umarmung und redete voller Bedürfnis der Überfülle nach Mitteilung zu den menschlichen Freunden seines göttlich Gezeugten.

„Dies ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Und er zog auch sie in den Kreis des Göttlichen.

Judas Ischarioth

Judas war kein Jünger. Nichts von innen heraus bei ihm, kein Verlangen nach einem besseren, sittlich gefesteten Wesen, zu dem es erst die reinen Unbefangenen und später die Lastermüden trieb. Judas war trotz der nahen Gemeinschaft ein Bedienter, ein „Lakai des Herrn“, denn „er hatte den Beutel“. Er war sein Hausmeister geworden in der Voraussetzung, daß der faszinierende Lehrer etwa wie ein reisender, berühmter Virtuose gewaltigen, widerstandslos zahlenden Zulauf hat. Und dieses Virtuosen Impresario wollte er sein. Die andere, gewaltigere Seite des Wundertäters hatte er nie im Auge gehabt. Nur die für seinen Zweck.

Und als sich Ischarioths Voraussetzung nicht verwirklichte, mußte er auf andere Weise an seinem Herrn verdienen. Der Zorn auf die in den Augen dieses „vernünftigen“ Menschen geradezu ruchlose Verschwendung so vieler Gelegenheiten verwirrte und erregte ihn.

Nach der von seinem göttlichen Meister ausdrücklich gebilligten entsetzlichen Verschwendung der Maria Magdalena ward ihm die Empörung des gesunden Menschenverstandes zu viel, und er ging hin in seiner kalten beleidigten Leidenschaft des Geldes und beging das Ungeheuerliche. Er ward gestört in seinem Idealismus, dem einzigen dieser metallischen Seele. Ischarioth war ein zäher, fester Philister, ein unerschütterlicher. Er hatte keine Phantasie, keinen Wertblick und kein Voraussehen. Erst die grellsten Tatsachen konnten ihn überzeugen. Zu spät enthüllte sich die gute sittliche Seite.

Nun wäre er ein guter Jünger geworden. Seine Judasnatur war weggenommen und mit ihrer Endhandlung erledigt. Ein anderer wäre auch dann noch unter gutem Einfluß gut geworden, biegsam und nicht gespannt, aber kein Mensch hat zwei Naturen, mindestens nicht ganz entwickelt nacheinander. Zu spät, sein Amt war abgeschlossen und hatte abgeschlossen. Am Kleinlichsten war das Höchste vernichtet — irdisch vernichtet . . . Weltsymbol.

Palmen

Ein knisternder Odreif eifert um die breitgebogenen, weiblichen Schläfen des vor Vortrefflichkeit etwas ungewandt leidend sich ausnehmenden Nazarenerhauptes, des sittlichen Oberhauptes dieser Erde und der übrigen. Denn allgemein und niedertauchend in jegliches wie die animalen Gesetze der Welt sind sicher auch die geistigen, und das Seelische kennt keine Grenzen.

So steht im Siege des Geistes das lautere Königshaupt, darin immer vom ersten jungen Keimgedanken der Kindheit an nur edelfest, bewußt gewachsene Gedanken gestanden haben. Ernst legt der gefeierte König der Seelen die deutliche, vollkommene, weder große noch kleine, zartmittelwarme Hand auf den Nacken der Eselin und steigt würdig auf das gelassensanfte zierliche Lasttier. Anmut spielen, neigen sich nach unten, federn die röhrenförmigen Ohren. Nur wenig haben seine Jünger nachzuhelfen, aber wie sorgsam legen sie, um auch nur in etwas am Prachtzug ihres Meisters

beteiligt zu sein, der sie alle mit stolz macht, die Falten zurecht. Und schon auch schreitet, wie innerlich gelenkt, die Eselin weiter mit zierlichen, vor Straffheit fast ein wenig bebenden, an ein edles Roß gemahnenden Schritten.

Und in der Seele des väterlich zeugenden Bruders vom Geiste weilt ernstgefügte Bereitschaft, dem tiefen, urplötzlich wie fremdartig über die Menschen kommenden Diendrange, dem grundtiefen, richtig durchgefühlten Diendrange vor dem Göttlichen zu entsprechen, wie später dem wilden Verwüstungsdrange, wenn das Gesetz, das dunkelaufweisende Gesetz es erheischt, dem wüsten Rasen sich zu bieten.

Er ist Mensch, aber er ist es nicht für sich — nicht einem weltbegehrenden, weltverwachsenen Leibe nach, sondern Mensch für andere — des Menschen Sohn —, und heute ist seine Stunde gekommen. Die eine. Die andere wartet. Auch sie wird sich erfüllen. „Vater, dein ist die Schickung.“ Und dieser Schickung stellt die Seele sich, ob hell sie klingt, ob dunkel sie töne.

Zwar der Leib, der irdisch bange Leib, mag bitten: „Vater, laß vorübergehen diesen Kelch der Bitterkeiten!“ Doch die Seele tritt hinzu und tritt ein für den Schwachen. „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Noch aber ist: „Heil dem Sohne Davids, dem König Heil, des Herrscherhauses Sprossen!“ so noch jauchzt es.

Und ist ein verzücktes Jubeln von Psalmen, von seelenbefreiender, weihevoll ausschweifender, verehrungsüppiger Musik.

Doch da dunkelt es schon — und verliert sich der Boden? — die Mäntel sind es, die kostbaren, geschwungen und ausgebreitet unter die Tritte des schlichten Königsrappens, des Friedensfürsten Reittiars, und sanft wie Blumenblätter leuchtet die Freude ferner Höhenzüge.

Ähnung

Wolken jagen, bald dunkelt ein der Tempel. Bald verlangt er noch mehr, noch glänzender hinaus, und ist kein Halt und ein Wandeln und Umbruch, jäher und jäher — der ganze Himmel ist erregt. Nun blendet ganz besonders herüber der mariaragende stolze, heilige Bau, die Burg des Höchsten.

Wer ist wie Gott?

Ist er nicht herrlich, der Tempel?

Aber dem Tieferforschenden kommt gerade vor glänzender Gegenwart am ehesten die Wissenschaft nachdringenden Dunkels, und so füllt Trauer, unerbitterlich hohe Richtertrauer des unbefolgten Gesetzes Seele. Schwarze Wolken schießen lang, wildköpfig hinaus, Träger des furchtbaren Gerichts, hinaus mit den dunkellangen Posaumentönen des Sturmes.

Greuel römischer Verwüstung, Blitze darüber, brennendes peinliches Harren, eine Minute, kurz wie vor Gottessinn die Ewigkeit — dann beginnt das Leben über den Wolken, das streng entscheidende, Erfüllung des Drunten.

Droben auf dem Stuhle der Höhe der Uerkannte,
der Gerechte, der Nichtmehrschoner.

Und es bedrängt ihn, er möchte alles an sein Herz
ziehn, — noch geht es nicht.

„Denn ihr seid Tempel des heiligen Geistes, in euch
will das Göttliche wohnen, ihr aber verengt und ver-
drängt und vermischt und besudelt —, und nun es zu
Ende und nichts Göttliches mehr da ist — was dann?

Was kann ich tun?

Ärmste Verblendete!

Helfen kann ich, bereiten, aber nicht für euch wollen!

Doch ihr wollt nicht: es soll euch nicht geholfen
sein!“

Stille, wehmütige Tage nun bei denen um den Hei-
land, wie um einen bald Entschwundenen, wie vor Ab-
schied.

Und weiche, verheißungsreiche Worte mächtigen
Trostes von seinen herben, strengen, wie fremden, über-
gütigen, rotruhigen Lippen, die aber machen das Weh
erst üppig. Und sie erschranken.

Wieder ein Auftrag und so getragen, feierlich.

„Mich verlangt, mit meinen Jüngern das Abendmahl
zu halten.“

Da war es dem Boten, als ging es zu einer Bestattung,
da er des Meisters Worten nachkam und gen Bethphage
ging.

Und sorgsam, ernst wie zu einer Bestattung auch,
ward es geordnet, gerichtet.

Abendmahl

Ein feierlicher Abend: Purpur halb und halb geschlossen Gold.

Man geht nicht gern fort vom Fenster, das der Wehmut so gut tat, doch das Mahl ist bereitet, und die Ecken des Gemaches liegen im Dunkeln.

Und nun Wein und Brot, das er nie mehr vergnüglich, irdisch traut würde reichen, nun ward es heilig und verklärte sich. Nun ward der Scheidende selbst ganz Liebesüberschwang für die, so den guten Willen hatten.

Heilige Weinglut eines gleich edler Traube sterbenden Tages scheint durch das wie der Bogen des Friedens gewölbte Mittelfenster, legt seinen wärmstfeierlichen Ton liebend hin um das gütigblasse, braunumgoldete, göttliche Haupt.

An seinem ruhestarken Herzen atmet der Jünger der Liebe das heilig flutende Leben, den göttlichen Odem seines Meisters, Freundes, Bruders, um es aufzunehmen in sich und weiterzuleben.

Alle kleineren Winkel sind verschwunden, nur das Große ist noch deutlich.

Es geht auf den Abschied.

„Nehmet hin und esset!“

Dem frommen Gedenken wird alle Scheinform Kraftzeichen des heiligen Willens und seines Meisters.

„Nehmet hin und trinket!“

Das Blut des Machtbundes fließt durch alle Säfte.

Es berauscht, dem edlen Weine nachlebend, aber es berauscht die Seele.

Das Licht verfällt, dunkler schon nisten sich die Schatten in die Winkel, und ein kalter Windzug macht sich auf und fröstelt durch das dreifach weite Mittelfenster, durch das eben noch gütig die Sonne ihre scheidende Wärme reichte.

Jäh bricht der Gerufene auf:
„Die Stunde ist gekommen!“

Opfer

Der Mond ist schon herauf.
So groß und verstört.

Bleich streift sein noch zarter Schein die wirrzerrissenen und qualvoll gekrümmten Ölbäume, die wie Klageweiber erscheinen voller Ausgelassenheit leidenschaftlichen Schmerzes.

Leise öffnet sich die Pforte.

„Wartet hier, wachet und betet, denn die Stunde eurer Entscheidung naht.“

Und die ergebenen festen Schritte des starken Bewußten verloren sich, und seine Gestalt ging ein in das Dunkel einer Gruppe von finsternen gedrängten Bäumen, die einer Grotte Grund verwahrten.

Linde Himmelshilfe tröstete den Einsamen, von seinen Freunden Einsamen.

Dann kam er zurück.

Sie aber, die schwachen guten Kinder des Diesseits, die des Seelischen schon zu viel ertrugen, sie schliefen.

So fand der hohe Meister die Gekauerten.

Noch zog schmerzlich in seiner Seele der Kampf, die Todesangst des Geschöpfes, alles Fleisches Teil, auch wenn der Göttliche gekommen ist, in uns zu wohnen.

Noch einmal warb der Heiland herwandelnd um die Mitbitte seiner Jünger.

Und rang weiter, und voller Frieden kam.

Als er nun wiederkehrte und schlummern fand der Gefährten Gebet — da waren die Welten getrennt: sie, die Menschen, die über die Grenzen hohen Mitgefühls nicht zu kommen vermochten, er der mit des Leidens Wehen vom Menschlichen sich loszureißen beginnende Gott.

Nachsichtig bedauernder Vorwurf: „Daß ihr nicht einmal das vermochtet!“

„Doch nun ist meine Stunde gekommen.

Siehe, schon nahet, der mich verraten soll!“

Noch ein herbes, wie Brandmal herbes Begegnen: ein Begegnen seiner göttlichen mit den unlautersten Lippen, und getrennt sind Meister und Jünger, der Hirt geschlagen und die Herde zerstreut.

Sie gehn und folgen — tatlos, ziellos, kaum bewußt.

So fremd ihnen alles, so kleinlaut bis zum Zweifel fremd, da seine glaubenerhaltende Kraft ihnen fehlt.

Trotz allen Zuspruchs, aller Arbeit an ihnen.

Sie werden irre nun, und auch er, der noch ehelang dem Verräter gezürnt hatte, der feurige Bekenner und Vorsprecher, dreimal verrät auch er der Seele nach.

Da aber trifft auch das Zeichen ein, das einmal dem Übereifrigen sein vorausschauender Meister gesagt hat: der Hahnenruf — und die Reue faßt das große Kind,

läuternde Scham der Reue, daß er sich verhüllt und meidet.

Aber die Angst, sie bleibt.

Diese ihre Angst, diese ihrer aller Angst ragt zwischen ihnen und der hohen, dulddenden Gestalt, deren Schimpf und Qual vor ihren Augen steht, und sie springen nicht zu.

Wie es die Sonne verlangt, zur Erde ihre belebenden Strahlengüsse zu senden, so neigt auch der Gnade Gefäß stetig sich vor, so bedrängt es auch den Geist, von seiner unerschöpflichen Fülle an Bedürftige abzugeben.

Aber nur die Starken, die Geistesstarken, die der Stimme der Vollendung schwach werden und sich das hemmende Tages-Ich, den Alltag abtun und das tierhaft unerfahrene Kleinleben — die es aus sich vermögen, können sie tragen. Nur die, welche Gewalt brauchen, reißen das Reich der Himmel an sich.

Wer vom Geiste ist, prüft und sichtet seine Last, legt Altes ab und nimmt Neues an die Stelle.

Der Schollensohn aber, der stumpfgebliebene Knecht der Gewohnheit, trägt alles weiter, so wie er es übernommen hat.

Bieten wollen solche Menschen etwas — Gott etwas anbieten. Es ist aber Entartung, Sünde ist es.

Zum Nehmen sind sie zu bequem, nicht zu demütig.

Sogar die Jünger, noch sind sie Menschen, ungeweihte Menschen, und der mit seinen Leiden um die Gottespflicht der seelischen Heilung ins Göttliche Ent-hobene bleibt ihnen fern und entrückt.

Noch können sie nichts mitteilen, weil sie selbst nichts besitzen.

Auch später, als schon der Keim des rein erschwungenen Geistes mit seinem goldgrünen Lichtsaft des Felsens dürre Wucht gesprengt hat, — sie getrauen sich nicht: es muß etwas zerrissen sein. Verschüchtert stehen ihre Empfindungen.

So geisterhaft, so nicht mehr gleich und eben mit ihnen, kommt der Erstandene denen vor, die zuletzt so feige sich erwiesen.

Und nun nach der überwachten Nacht am Tagessaum das hingezögerte Unterkunft heischende Urteil, die langen Pausen, die liebloser Hohn vorausnehmend zu füllen sich bestrebt.

Als Zielscheibe, als Söldnerzeitvertreib muß der König der Könige von den Sklaven der Gewalt den Spott der Ehrerbietung erdulden im qualvollen Mummenschanz der Dornenkrönung.

Dann Ärger der Männer über ihre palmenschwingende Begeisterung von gestern, blutdürstig heischender Ärger, losbrechend im Wutruf:

„Jesus, den Nazarener, ihn kreuzige, den Täuscher kreuzige!“

Der Echteste, Täuscher erscheint er dem Pöbel! Verklärtes sieht er nur als Zerrbild, Ehrerbietung verunstaltet er zu Spott.

Aber auch das menschliche Mitleiden begegnet dem gefesselten Erlöser, dem göttlich Leidenden: die weichen Gruppen der Frauen, die nicht verstehn, wie eine Sendung ihren Träger töten kann, wie die Macht des

Geistes und der Seele von des Staates Leibesmacht grimmig erschlagen werden soll. Er, der Erlöser aber, sieht das Leiden der Verstockten, ihre erstarrende Qual.

„Weinet nicht über mich, weint über euch und über eure Kinder, über die Männer weint, die ihr gebärt.“

Der Kreuzträger

Wer seine Stärke äußerlich an den Tag legt, stimmt nur mit dem Schweren, den dumpfen, wuchtenden Lasten der Erde überein — den Anlagen nach ist er ein sehr roher, sklavenmäßiger Mensch.

Aber die Anwendung im Geistigen verfeinert auch diese Kraft.

Das hat Cyrenaer-Simon erfahren, dieser starke Mann, als er gleichsam zum Vorspann, zum Vorspann der Erlösung der Seele genötigt, seinen Leib, seine starken Schultern unter das Kreuz schob. So trug auch er, Lastträger des Geistes, das Heil der Welt. So trug auch er ein *χρυστόφορος*, ein Christophoros, den Erlöser, so trug auch er den Befreier von der Last der Lasten und erleichterte die Welt.

Der Kreuzweg, kurz, eine halbe Stunde nur, aber lang und führersam genug, um der Menschheit innern Saharasand zu entfernen, ruht auf Golgatha.

Hier erwartet er verewigendes Ende.

Die Höhe ist erreicht: Der Erlöser hat die Qual getragen, nun trägt sie ihn.

Zuckend gießen die Empfindungsbahnen seiner Arme und Beine ihre glühenden Verletzungsströme durch den hammergeschnellten Leib. Er dürstet nach Liebem, nach Heilbereitschaft. Er sieht zu seinen Füßen die dunklen Scharen der Unerlösten, und aus aller Zukunft, und dürstet nach ihren Seelen. Und niemand ist, der sie ihm gäbe.

„Herr, gedenke meiner“

Christus trauerte in seinen Leiden, fühlte Weh in seinen Schmerzen. Schwerer wie sein müder Leib hingen die Lästerungen, hingen die Laster der Lieblosigkeit nieder an seinem liebenden Opfer, die gerade an der Seite seines liebenden Herzens wie aus rauchendem Pfuhle ausgestoßen wurden.

Wie von seinem Haupte, so höhnt es auch her von seinem Herzen: „König der Juden.“

Noch immer fremd, noch immer Feindschaft, auch hier im äußersten, hoffnungslosen Elend an der Pforte des Todes.

Warum wehrt sich die Schale gegen den Kern, der Jammer gegen das Königswort der Gnade?

Was lacht es so häßlich und glaubt der plumpen Täuschung, dem rohen Trieb, nicht aber dem Wort der wahren Macht, das alles weiß und kündet?

Was sucht man nicht das Reich des stillen Geistes, das in uns heller beginnt, so wir es suchen in Gott?

Da klang an sein Ohr des Rechten Stimme.

Der hat mit Staunen, das endlich in Ehrfurcht ausstrahlt, seinen gequälten Schmachgenossen, seinen Schmerzenskönig angesehen.

Und es geht demütig über seine Lippe, die unwillig ist über die Lästerung dessen zur Linken: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“

Mild und frei beseligt glühte seines Erlösers Antlitz, die gütige Wange dem armen Sklaven des Gerichts entgegen. „Freund, heute noch wirst du mit mir am Orte der Reinheit sein. Dein Paradies erwartet dich, wir sterben gemeinsam: du der Erstling der Entsühnten, ich der Führer.“

Aber viel der langen, langsamen Tropfen fielen vergeblich, und nur die Würmer sogen sie ein, wie sie einsogen die Säfte der Übeltäter.

Steil brannte der Zorn der Sonne, bis sie sich verfinsterte.

Verdamnten gleich fahren die Finsternisse nieder, und es gab einen Weltriß, der nie sich wieder schließt bis zur Vollendung.

Wie wohl ein Tag sich erholt wieder, eh es sternenhocher Nacht wird, so wärmen die Strahlen des Abschieds den Göttlichen noch einmal menschlich. Da steht die Mutter.

Der Sohn, der so lange vom Messias verdunkelte Sohn, wird wieder hell, Fleisches Seele findet sich wieder zur Seele, Leben zum Leben. Der Heiland, dem seine göttliche Schroffheit nun ganz erscheint und menschlich aufs Gewissen fällt, sinnt auf den, der ihm die größte Erquickung der Freundschaft reichte.

So will er die zarte Liebesseele des Jünglings hinüberwenden.

„Weib“ — er fühlt schon allgöttlich — „siehe deinen Sohn!“

„Sohn, siehe deine Mutter!“

Und es trauert der Tag, er preßt die Augenlider, wie eine Träne reizt, und blutig fallen die Tropfen hernieder zu Mittag. Schwefelgelb umspannen sie die zerbrochene Stadt. Der am Kreuze Rufende, an seine Liebe, an seine herzugewaltige große Liebe Rufende aber fühlt sein Opfer warm, überirdisch warm, aus qualenmatterem Körper tropfen, die Göttlichkeit zur Göttlichkeit. Hinwegziehn möchte er die Schicht der engen Bosheit, die sich selbst das Heil schmähend zerstört.

„Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“

Qualvoll zuckt die Welt, während das Göttliche leidet, und der empörten Erde ist ein Greuel die Menschheit, und die Toten wirft sie von sich. Heim rüstet sich die Seele, und müde sinkt das Haupt mit dem blutigen Hohne der Dornenkrone.

„Es ist vollbracht!“

Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Gast der Freunde

Nun war eigen die Erde, still, entseelt.
Zu Ende war der Sabbath der Selbstberaubung.
Töricht und mit Alltag durchschossen wogten die Ge-

sprache in der enttempelten Stadt gotteifernden Volkes.

Ein Rosenstrauch war irre geworden und hatte seine einzige Blüte zerstochen mit dichten, heftigen Dornen. Und es war rauh zwischen Himmel und Erde, die zarte Ferne aber fortgegangen.

Leib und Erde, ihnen ist nur das Nächste groß.

Aber die Erde ist reiner als der Mensch, sie hat keinen Gegenwillen, nicht Leidenschaft setzt sie den Gesetzen entgegen, sondern mit Leidenschaft kommt sie ihnen nach.

Und sie fühlt Gott, fühlt Gott mehr als der Mensch, und ob er auch in Satzungen sich einkerkert bis zum Friedlosen gegen sich und alle Mitmenschen. Das Gesetz wärmt, aber die Satzung erstarrt.

Er war da, der Frühling, und trank mit träumender Violensehnsucht den Tau der Höhe.

So innig aber wie in dieser Nacht hatte die mütterliche Erde noch niemals sich gefühlt. So hatten noch niemals die Nachtigallenlieder ihres sehrenden Herzens geschlagen, so zart und selig hatte noch niemals das Keimen und Sprossen in ihr zum Lichte sich gezogen in Gegenstrahlen.

Und da wuchs auch das Licht der Höhe morgenweich, warm und reich: ein Safranblatt aus Osten.

Und in dieser grüßenden Frühe, klein und dicht und taugrau, standen beisammen die Kräuter, hob sich keimend die edelste schlanke Pflanzengestalt des Menschenleibes und wandelte liebend verweilend und grüßte

seine Freunde bei Tag und bei Nacht, bei Mahl und Arbeit.

Wie die Gestalt eines Verstorbenen noch umweilt wird von nachträumendem Leben, so sandte das reinste Liebesgewebe eines Leibes noch immer seine Lichtverklärung aus dem reinen Grabe, und es konnte sich nimmer genug tun, und in ihm sprach die nahe, überallhin ergossene Gottheit.

Und erst dieses feiertägige Verweilen ihres Lehrers und Meisters durchgottete seine Lehren, verewigte ihre Art.

Man versuchte den Alltag, nachdem das erste Befremden der Trauer vorüber war, und schon tönte das Weh leiser Genesung wie bei einem anderen Liebesverlust.

Diese Tage, der Verklärungsmonat, stärkten.

All das ungeheure Leiden hätte nichts geholfen.

Man warf schon wieder die Netze, man vergaß alle Wunder, und war keiner, der daran dachte, wie jener einst über die Fluten wandelte. Simon fühlte nicht mehr die bestimmte Hand, die hehr und gelassen ihn zog aus der weichenden Tiefe — da kam Jesus — nun fischte man Menschen und Völker und tat nach göttlicher Weisung.

Pfingsten, die Kirche des Geistes

Geheimnisvoll ist diese Zeit, weil ihr Geist hoch geht, weil keine Zeit so gesättigt ist mit ihm: mit Sehnsucht,

Drang und Haß, mit Verfolgung, Rettung und Untergang.

Der Sohn des göttlichen Vaters weilte wieder in seinem angestammten Reich, aber nun sendet er den Erhalter, den Befestiger, den göttlichen Vater und Sohn: den Geist.

Starkes, ziehendes Gebet der Siebzig im Saale.

Und Gnade.

Aller Geist macht sich auf; die Gemeinde des Geistes der Jünger, der Frommen, tritt zusammen, und zieht den erdwärts leuchtenden Kraftstrahl nieder in Flämmchen und Zungen. Und rein waltet der Geist, der niedergeströmte, der sich verschwistert weiß, und nicht mehr lediglich menschlich ängstlich auf tastet mit dürftigem Lämplein in Dunkel und Schlüpfrigkeit.

Da redet in feurigen Zungen die Sprache des einen Lichtes, der einen Gottheit.

Hinweg nun die blöde Furcht des Leibes, hinweg die Enge dürftigen Stammesgeistes. Aus zagen Jüngern werden Sendboten heiligen Eifers: Jünger knieten nieder und Apostel erhoben sich. Der Stämme bunte Zunge ward eins, aus dem Babel der Ohnmacht, dem Menschenwerk der Zwietracht die göttliche Einheit der Kraft. Aus dem Angstschweiß der Erde gebar sich der stauenden Welt der Menschen die Religion aller Geister.

Die Kirche des Göttlichen erstand und wuchs immer heller und strahlender empor, und immer heller und strahlender wird sie wachsen, und alle Dinge werden ihr zum Besten gereichen.

Je freier und heiterer der Menschensinn sich gestaltet, je bewußter und königlicher herrschend über Um- und Innenwelt, die Kräfte und Geheimnisse darin, um so verklärter glüht auch auf die Kirche des Geistes, sie, die Allweihende, sie, die unvergänglich ist und dereinst alles umfassen wird.

Nach außen Entwicklung, nach innen die Kirche: das ist die Menschheit.

Eine Kirche aber, die nicht gleichen Schritt hält mit der Menschheit, ist die rechte nicht.

Steigerung und geistiges Wachstum, das am ehesten wirft den alten Adam heraus, das bedeutet eine gründliche Entfremdung gegen die Willensjämmerlichkeiten von eh: als Geseufz und Gestöhn, als taube Reu und leere Buße.

So erscheint, wächst und hellt sich auf die Kirche.

Die Bücher der Lehre

Das frische Wort der Verkündung aber ward alt und sammelte sich in der Schrift.

Nur Umrise redet genau befolgende Bescheidenheit. Wesentlich, lauter, unentstellt, der eigene Ehrgeiz zerschmolz im Göttlichen zu Geständnis.

Jeder hatte auf Besonderes geachtet und brachte es. Ehrfurcht vor der Wahrheit aber hinderte die Vergleichung.

So ruht es nebeneinander: eins, verschieden, menschlich dem Göttlichen zu.

Wachstum

Das unschuldige Blut des göttlichen Opfers war hinabgerieselt in die schuldige Erde, der Keim der Gnade hinabgesenkt in die Öde der Verwesung, und der Sauer Teig der Welt durchgärte die Menschheit.

Erst nahete das Schlichte, dann auch das Sündige.

Eine große Bruderschaft der Gotteskinder kündete sich an, und die Seelenenge, die höchstens bis zu den Landesgrenzen reichte unter ihrer kalten, satzungsgewöhnten Vaterlandsliebe, die Rasse ward weit, ward Menschentum.

Der Rassenglaube verzehrt seine Unterschiede, auch ihm noch ist die Welt das Außen, das Fremde — die ganze Welt mit Einschluß des Vaterlandes.

Aber dieses wird nicht verachtet, es wird aufgesucht und ins Licht des Heiles geholt.

Das trennende Heiligtum schmolz, die Umhüllungen, die Grottenwände der Seelen fielen in der neuen Lauterkeit und vermehrten mit dem darin gebundenen geistigen Stoffe die reine Wärme unendlichen Liebesbrandes.

Wo die Leidenschaften, da der Widerstand.

Daß man das Ärgernis des Leibes, des einzelnen Gliedes, das Unvollständige für einen Aufruf zur Zerstörung nahm, schob einen krachenden Riß in das Leben. Das Leben verlangt Vollberücksichtigung, und Abschneiden stellt den Frieden nicht her.

Ein Verschnittner wird nicht keusch.

Man nahm das ärgernde Auge zu wörtlich — nur auf Gleichmaß ging die Meinung des Gleichnisses.

Der milde Hinausleuchter Leib ward niedergerissen, und verheerend sengte Schwärmerei die Welt.

Die Schönheitslehre des lauter bestellbaren Hellenismus ward leider verlassen, statt umgebildet das Höchste zu halten, zu Frieden und Kunst, zu Glück und Erdverklärung zu bringen.

Das gut Geleistete muß Gott erhalten bleiben, nur hinzugetan!

Den Fluch aber, der den Segen der Gotteskündigung immerdar begleitet hat, brachte nicht die Lehre, der Gottessinn, sondern die Kunst- und Lebensfeindschaft, die man hineinlegte.

Scheinerkenntnis braucht noch keine Scheinverfolgung zu sein.

Bei all ihrer Tiefe kann man die Welt auch an seinem Teil erleben.

Genußfreude, Frische des Lebens und Kunst ist ihr Gegenpol. Mit den Sinnen lebend, will der Mensch auch die Sinne genießen.

Weiter geführt das Ich und es hätte Gott gefunden, nun zerbrach man's. Was sollen Gott die Schalen dienen?

Eine Zeit der Lauterkeit sollte sein, das Werk sollte nur von innen kommen, nicht von außen.

Kein Lärm, kein Gottesgetöse: verfolgend, sich behauptend oder umwälzend! Keine Satzung, träg wie ein Vorurteil, der Mensch will seine Handlungen tun und nicht mehr leiden.

Nein, still von innen, sammelnd, werbend und an Gott einander verweisend, da Mensch zu werden!

Keine Gewalttat, kein Aufstand, keine Erhebung: wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen.

Gott über alles, sich in Gott hinein leben und lieben, und eine Erscheinung wie die andere, sich wie den Nebenmenschen.

Weil alles Besitzen ein Trennen von Bruder und Seelenkern ist, trug man das Gut den Heiligen zu.

Die Gotteskindschaft sollte Geschwisterschaft bedingen.

Da trieb der Aufschwung, die Dämme des Eigentums zu beseitigen, und wie ein Meer wogte das Eigentum auf die Armen hinüber.

Einige aber waren auch in der jungen Gemeinde, die sogar dieses Christliche, das Vollkommene im Ton alter Satzung auffaßten, als äußerliches, zu Schau und Gepräng zu haltendes Gebot.

So taten Ananias und Saphira, da sie ihre Habe vor die Füße des Apostels schleppten, einen Teil aber kalt sichernd zurückließen.

Sie hatten noch Zweischlächtigkeit in der Seele, darum behielten sie vom Ungeforderten, vom freiwillig Gebotenen einen Vorsichtsteil im Hinterhalt unter der Decke der Lüge.

Petrus aber erkannte diesen törichten Schleichweg vor dem weltdurchgossenen hellen Willen Gottes.

Und als der treue sachliche Ernst des Petrus ihnen nun zeigte, wen sie in lügnerischer, ungezwungener und

darum schlimmerer Freiwilligkeit beleidigt hatten, und als Ananias und sein Weib Saphira sich dieses Frevels, dieser Verdunklung vor dem zornig aufblitzenden Lichte der reinen göttlichen Kraft bewußt wurden, erliefte sie Entsetzen und schütterte Grauen ihre zerbrechliche Seele, daß sie außer Fassung geriet und zerfiel, ehe sie noch die Strafe geschaut hatte.

Und die Seele derer, die mehr Seele war als andere, übte nun heilende Kraft.

Das Verlangen nach Heilung und Notdurft, nun ward es leicht gestillt.

Offen war die Geisterwelt.

Die Laster verschwanden, die jähe Habgier verkroch sich.

Was galt Gold, was galt Silber?

Was mein ist, ist dein.

Die keinen Mammon mehr kennen, sie haben etwas Köstlicheres. Die Tempelpforte war eine Pforte zum Vorhof des Himmels. Und alles wartete, wie einst auf den Heiland, nun auf die Jünger. Die göttliche Heilkraft ihres Meisters ist auf sie übergegangen — vererbt, und lindert und mindert das Elend.

Die Mutter hatte wieder einen Sohn.

Pflege, Erinnerung an den gemeinsamen Lieben, den Göttlichen, und Gebet waren die Tröster und Vereiner, die Bildner der neuen Sohnschaft.

Schon begann des Geopferten Saat ergiebig zu gedeihen.

Das trostsame Werk seiner Lehre vom Vater, von den Kindespflichten der Menschheit mehrte sich, wuchs vom Blut der Verbreiter. Wie ein Garten blühte es.

Vom Schlichten ging die Gnade schon auf den Lastermüden, der enge selige Glaube Israels warf seine Satzung ab zugunsten der Heiden.

Das Geisteswesen aber, das damals sich öffnete, die Kirche, wird ewig dauern und siegen und, immer geistiger geworden, die Erde zur Vollendung führen und seine ganze Seelenwelt zu Gott.

Sie ist immer offen, nur unser geschlossener Sinn sieht sie nicht.

So ein starker, blauer Tag, da ging noch im ersten zarten Genesungsweh von der qualzermalmenden Zeit der sanfte Jünger mit der alternden Mutter, um der Base Elisabeth, die sterbenskrank die begnadete Base entboten hatte, Beistand in der letzten Seelenbereitung zu leisten.

Als sie vor das Tor kamen, wo die weißen Mauern scharf in den lautern Himmel schnitten, da erwartete sie eine bunte Menge und erregte Spannung.

Und sie sahen ein edles Antlitz bluten, ein weißes Gewand durchtränkt, und wilde Steine flogen noch heftig.

Johannes wollte hinzutreten, Maria aber sprach:

„Laß ihm seine Ruhe! Sieh, wie er lächelt! Und die Rosen, die linde ihn treffen, sie blühen duftweicher auf im bosheitslosen Lichtreich meines Kindes Jesus.“

Paulus

Durchbrochen waren die Schranken des Leibes und der Völker, Furcht und die Lebensschwere der Bequemlichkeit schwanden wie Nebel vor der Gnadensonne glanzweich zündendem Strahl. Es war offen der Himmel und aufgerissen die Erde. Die Männer des engsten Stammes, der auch im eigenen Volk noch Scheidungen errichtete, aber doch später jahrtausendlang ein alle Zersprengungen über den ganzen Erdball einendes Familiengefühl sich zu bewahren wußte, die zogen ins Weite, um die Menschen aller Länder zu laden. Sie gaben auf all ihr Unterscheidendes, Trennendes, das Verpflichtende bisheriger Satzung, um nur den neuen Brüdern vom Überreich nicht zuviel Beschwer zu bieten: aus den Jüngern wurden Lehrer, Sendboten. Aus Todesfurcht und Schwäche sproßte Mut und Eifer des Bekenntnisses. Der rauhe Kelch der schroffen Bergreligion öffnete sich, und zutage lag nun zuerst das große, reine, duftigfrische Weltgottestum.

Mächtig ging um der Geist, die Steine wurden Rosen, eh sie den schmerzenverklärten Diakon Stephanus berührten.

Verachtend sah man damals nieder auf das bißchen Sinnesgerümpel, was hatte es für Wert, wenn nicht zum Dienste des Höchsten!

Dies Bewußtsein war es, das aus den Verkündungen sprach und gewaltig traf, Liebe weckte und starken Haß.

Aber auch dort, wo nur Irrtum war, nicht Verhärtung und Verdickung der Seele, fiel die Offenbarung, ein blendendes Geistgewitter auch in den staunendzerrissenen Sinn der reinen Verfolger.

Mariä Himmelfahrt

Und sie lebten zusammen. Erinnerung und Vorbereitung auf das Bereitete, die Mutter mit heilig Helden-tum gewordenem Schmerze, ehrfürchtiger Sehnsucht voll, nach dem Kinde, dem Sohne, der verklärt ihr Gott und Herr und Richter geworden war.

Und da die Erdschicht der Himmelsmutter von den abtragenden Tagen ganz hinabgeholt war in das Reich, das nichts wird: die Vergangenheit, die nur in Träumen, in nachgeborenen Sinnen steht, stand Engel-jubel auf der Wacht von der festlich zarten Luft her bis hinauf zum heiligkeitverborgenen Kraftlichturquell. Wie ein Kranz legten sich kindliche Fittiche um des Gewandes lichtweichen Saum. Kindheitwichtige Wangen, lang vor Purpurlast, legten sich seitlich und lehnten still bewundernd sich auf. Und nun ging es empor.

Es lockten und holten und hoben die starkholden Klänge höher und höher durch die blausilberne Luft.

Und es ergoß sich ein grüßendes Licht in gewaltigen Garben: die Krone des Himmels.

Die der Verklärung zuschwebende Heilige fühlte es, das duftende Licht sang wunderhold, aber noch verstand die Erdentlassene nicht diesen sinnreichen Sang.

Knabentraute Blicke, ehrerbietig sohnhaft grüßende Blicke halberwachsener Engel gestalteten Ehrfurcht; Ehrfurcht auch sprach der Ernst des sehnigen Leibes, die feste Anmut gedeihender Glieder. Hier sprach und diente der Strahlenleib. Aus den Engeljünglingen aber sprühete erkennende Vorahnung. Blitzende Harmonien wehrhafter Engel!

Nun jubelt schon wie einholend hernieder in den lichtstarkweichen, holdgewaltigen Reigen des Lichtes der Seligkeit All.

Und immer näher wuchsen ihr entgegen die Arme des Himmels, und in ehrendem Jubel trat er aus seiner Pforte.

Und vor ihr stand wieder in seinem Strahlenschwinge der Verkünder Gabriel:

„Königin des Himmels, sei begrüßt!“

Dann faßte er ihre ergebene, frommschmale, sich fügende Hand und führte die frommvorsichtige Mutter der Heiligen ein in die Halle der Seelen.

Lieblichste Zartheit der Töne keimt auf und empor zu begeistert erschwungenen Blüten der Freude.

Jauchzend, wie eine Palme, wie ein Baum der Melodie, stand und starb in Höhe die Feier des singenden Himmels.

Blässe bezog noch einmal die Wangen.

Sie ruhte erst, ihre Augen schlossen sich, und ihre erdgewohnten Sinne sammelten sich für die Ewigkeit.

Nun stand sie im Schaum der Engel und lebte den Himmel und die stillen Jubelwonnen erhabener Macht.

Sie lebte sich eins mit allen, und sie sah und fühlte das tiefrote Leidensverklärungsfeuer, das aus der Gottheit kam.

Und zitternd sank sie nieder.

„Jesus, mein Sohn, mein Heiland, mein Gott!“

Dann aber erhob sie ihr Antlitz, ihre Arme wuchsen schräg und verlangend:

„Mein Kind!“

Sein schulterschöner Leib, der nur noch die Schönheit des Leidens weist, in Perlmutterweiche durchgeistigt, flimmert nun; da er sich vorbeugt, wachsen wie Trauben die tiefrotklaren Tropfen der Herzenswunde und kommen reichlicher über den lippenleuchtenden Rand.

Maria schrie auf, aber die klare Glut des menschenfeierlich gütigarten Auges sagte ihr, daß nur Freude das Blut trieb und die stärker flutende Gnade: Gotteswonne.

Dann fühlte sie seine edellautere, jährot durchleuchtete Wundmalhand tief in ihrer durchsichtigen Seele und sie hielt still, als sich der Reif der Gnadenmacht auf ihrem Haupte rückte, der weiche, wie duftiger Kranz kühlend belebende Reif. Und sein von Güte wie Schwermut überlastet geneigtes Wort klang: „Mutter, Königin des Himmels, der Gnade und der Milde, neben mir soll dein Platz sein und nahe mein Ohr deiner Fürbitte Mund.“

Da fühlte sie die tiefe Weihe in ihrer Würde und freute ihrer milden Macht sich und freute sich in Gott, daß das Wort Fleisch geworden war, in ihr und allen Menschen der Vollendung zu wohnen.

Nie hatte sie vordem gedacht, daß sie eine Krone zu tragen vermöchte, doch die war Gnade nur und Zeichen der Gnade, und so trug sie gern das Wahrzeichen weiblicher Hilfe, trug es zur Rettung, zu Macht und Frommen der Bedrängten.

Und ihre Rechte trug als Herrscherzeichen die Lilie.

Um ihrer Ruhe Füße aber kauerten, lebendig trauerer Schmuck, die Engel.

Und wieder keimt es auf, wird starker Ton und geht noch einmal über in die brausenden Jubelblumen himmeldurchwogenden Willkommens.

Wie müde schloß noch einmal die so Empfangene die Augen: noch empfand sie das so lauter, zu höchst verklärt Gewandelte wie in scharfem Rausch.

Und froh schon schwankte ihre Seele, die festlich bleiche, wundertätigholde Wundmalhand des Sohnes umschließt ihre Finger und gibt ihr Halt vor der Seligkeit, und ihre Sinne werden heilig.

Es zieht vorbei ringelhaarig um die klare Stirn sich verneigende Engelsscharehurfucht.

Nun ist sie, fühlt und sieht sich innerlich ganz: Maria.

Da, aus einem Antlitz leuchtet so still selbstlose Treue, liebevoll verehrend, traulich voll heimischen Glückes, und dieses Antlitz sagt: Ich bin Josef.

Und sie freuen sich aneinander.

Die matronenhaft gütige, derbmilde Basenseele und der amtsschlichte Priestergeist mit frohstiller Miene: Anna und Zacharias!

Gottlohnend, voll kraftwilden, treuherzigen Feuers: Faustkampf der Buße — des stillen Priesters Sohn.

Und an die Sehnigheiße wallt die weiße, rosenschein-
durchhauchte Liebesgestalt des anderen Johannes.

Die Blutrosen, wie der frohe, sanfte Heldenblick, der
Triumphblick des willig hingeebenen Lebens, ein so
frohruhender Siegesblick — Stephanus ist das.

Werkmannsfreude, wie einer hat ein Haus gebaut,
und es ist ihm gelungen: so Petrus.

Wieder einer, der hat angesiedelt und verpflanzt,
ein edelbartiger Weltbürger und Ordner von hüben
und drüben: Paulus.

Auch der Himmel wächst. Das Reifen und Recken
geistiger Glieder verklärter Jugend ist da und bräut-
liche Stille, heiliges Forschen und Denken, Danken und
Senden geistiger Güter: das ist der Himmel.

Das Wort war Fleisch geworden und hatte gewohnt
in ihnen allen. Nun waren auch sie Geist geworden und
nachgegangen dem wieder Vergeistigten.

Und Liebesholdlaut reinster Engelstimmen war Ge-
spräch und Tat und Duft und Wärme und Farbe,
Leuchtkraft der innigsten Seele.

Der Priester

Und erst, als der Sohnespflicht genügt war, und die
Verantwortung Zeugnis zu geben vom Ewigen, das
drei Jahre die Zeit durchschienen hatte, stark in ihm
ward, erst da fühlte er die leitende Wärme des Hirten,
nun erst wußte der Jüngling, der vertrauend und

schmiegsam zum Höchsten hinaufgesehen hatte, bringend und tröstend liebessanft sich zu neigen.

Und all sein Wort und Auge und Lippen und Antlitzstille war warme Zärtlichkeit im göttlichen Meister für den Herrn, war Werben und Lieben in seinem Namen.

Der Seher

Und wie die Erde ermattete, seine Seele und die Erinnerungen abblichen auf ihr, da rötete sich sanft wie ein Kind, das erwachen will aus sonnegekrautem Schimmer, des Himmels blasse, weitenedle Wange.

Es kroch zusammen, wie in den Schrein geborgnes Gewand, der Raum und die Zeit: der Stundengeist für die Erde sah auf Gott, und Gottes Lächeln strahlte, und sie verklärte sich für das seelengeschildete Auge des erglühenden Greises. Und er sah das Licht, das die Erden als Schatten umwog, sah und fühlte mit seinem flutstark aufsteigenden Leben die holdgewaltigen Melodien weichfeurigen Glanzes. Das alles ist ein Genießen, eine Gefühlstat, ein Schauen und geht bis ins Reinste — weit, weit bis tief ins Gotteshertz, ins Welt-hertz, wo Gott wohnt.

Ihn aber, den Gefährtenlosen, erreicht kein Menschenauge, das wallende Licht aus stillen Tiefen ist nur die Miene, die ihn kündet und die Regungen seines Willens.

In der ruhenden Weltkraft kreist das Vollkommen-vollendete, das Unendliche weiter erfassend ohne Ende.

Und die Verklärten aller Erden verstehen einander und reden die holdduffleuchtende Sprache aller Seligen, die sanft wie streichelnde Hand die Seelen rührt.

Hoch, jugendhoch schlägt sein starkes Altersherz, das nun den größten Umfang erreichte, sieht seinen Meister und Freund und erkennt aus der Gottheit ihn an der weichen, tiefen, rot dunkel durchglühenden Kraft der Liebe und des menschgefärbten Leidens. Neben ihm, nur ein wenig voran ins Menschliche, die Mutter, die Königin der Milde, deren Fürbittseelenkraft starre, lange Läuterungswege schmilzt, denn die G e r e c h t i g k e i t ist G ü t e und G ü t e die G e r e c h t i g k e i t.

Nur Starkes, selbstlos, großtätig Starkes, großtätig auch in stiller Seele, kann dem Weltgeist zuwachsen, dem Himmelsall. Alles übrige läutert die nagende, ungenügende, selbstgehemmte Qual der Selbstgehemmten, über die das helle Licht des Bewußtseins die Fernen wirft, welche es noch zu durchmessen hat, ehe zur Ruh es gelangt.

Der selbstentstandenen Hölle aber in so einem erniedrigten Geist ist alles übrige gleichgültig.

Aller Umstand, und sei er noch so selig, kann nicht hinein in die unfertige, verunstaltete Seele. Die wirft alles Glück hinaus, solange ihr Zustand nicht lauter ist und alles äußerlich Gute annimmt und es verklärt, das Lebensholde.

Keine Seele ist ewig unbrauchbar, denn sie ist erneuerungsfähig, und die Bewegung der Ewigkeit unendlich.

Aber der Seelen Wert ist verschieden, und der Weg nach dem Werte.

Und jede allandersgebildete Verklärtegestalt leuchtet verschieden, und dieser Glanz ist ihr Glück: sie will, sie kann nicht anders sein. Ganz genau ist so auch der Weg, ist er auch tief drunten, von tief drunten nach oben.

Mißbrauch will Zuwachs, streng muß gefüllt sein das Maß, aber schmelzende, stärkende Vorgänge drängen viel langsamen Weg in eine gepreßte Brustbeklemmend herbvolle Honigstunde angenommener Gnade.

Das Schauen ermüdet, Johannes' Augen sinken zu. Sanft schläft der irdische Leib nach der Erschöpfung, die schon ein paar Schritte in die Ewigkeit seinen irdischen Kräften gebracht haben.

Bereit

Und es ward Dämmerung im Reiche des Herrn und Meisters der Seele.

Hinabgewelkt war die starkergriffene Zeit der menschlichen Gegenwart des göttlichen Heilandes, die Zeit des Umbruchs, der menschlich sittlichen Entfaltung.

Fahren lassen das Alte und Neues greifen, begreifen und bekennen mit Gut und Blut bis zur letzten Marter. Diese grellscharfe Zeit des ersten Entscheides war zur Ruhe gewandelt, zum Gottesheim in Gebet, in erbauender Versammlung. Der um des Namen Jesu willen zeugnisfeste Gerichtshof, die Richtstätte, wo Blut des

Beispiels neue Märtyrer grüßte, war stiller Wandel der Güte geworden, Gang zum Heim der Seele, zur verschwiegenen Stätte des heiligen Gedächtnisses, des Liebesmahles und mystischer Vereinigung mit dem wieder verklärten, in die Himmelsheimat erhobenen Erlöser durch die schlichten, in bedeutendem Sinn geweiht genossenen Nahrungszeichen: Brot und Wein.

Brot und Wein, Blut und Leib: das Leben — Christus ihr Leben!

Nun war es still, waise hinieden.

Seine Mutter war hinüber, alle Genossen, alle Gehilfen der Verbreitung des Heiles hatten ihre Kronen empfangen und angetan die Gewande der Seele, jene Gewande der Gnade, vollendet durch treues Mitwirken und Leben im Sinn des Meisters und seines wie ihres göttlichen Vaters.

Der Jahre Hundert war erfüllt, seitdem der Stern der Gnade die silberne Sprache des Himmels geredet hatte jene Nacht, und sanfter, geistig wehmütig nur leuchtete das Licht jener großen Tage.

Es war so verlassen auf der Erde und dunkel, denn nur der Himmel versteht die Erde, nur von oben kommt Licht in die Welt. Kämpfer und Feind, Getreue und Freunde, wie grimme Verfolger, ruhen schon längst in der Erde von der Erde aus.

Nur der Liebesjünger, müde, hochbetagt, nur er gibt noch Kunde vom Wort, das Fleisch geworden ist, um in uns zu wohnen: von der erdenwandelnden Liebe des Höchsten, dem hehren, trauten Gott der Menschenliebe.

Seine müden Füße stiller, weit über Menschenalter hinausgegangener, äußerlich schwankender, innerlich seelisch verklärter Greisentage suchten schon den Himmel, die Heimat. Aber nicht Klage noch Sehnsucht läßt er sich regen, der zitternder Eifer nur ist.

Je näher das Ende er fühlt, das die Arbeit aus seinen priesterlichen Händen nehmen will, dem Jüngling der Liebe mit dem leuchtenden Antlitz unter schneelichtweißem Haar, dem Jüngling hoher Tage, so weniger kennt er Genüge.

Gerne ging er noch weiter der Pflicht nach auf der harten, kaum erst dem Heile sich erschließenden Erde.

„Herr, mein göttlicher Meister, du vergönntest mir, dein Freund zu sein, zu ruhen, zu atmen und Liebe zu haben, deine seelenwarminnige Liebe zu haben um meine Seele. Freund, Erlöser, tu mit mir nach deinem Willen.“

Und nun, Johannes, tapfer, tapfer aus Liebe!

Siehe meine Seele, nun ist die einzige Zeit, da du bewähren dich kannst und etwas vergelten, nachverdienen die Segnungen des offenen Himmels, zur Seite deines Heilands, unter den zündenden Zungen des zum göttlichen Sendbotenamt verklärenden heiligen Geistes. Diese kurze Nachtwache nur bleibt dir zur ruhigen Rüste für droben, wo dich alle erwarten: die Mutter, die Freunde, und er, an dessen Brust du Göttlichkeit atmetest, göttliche Menschheit.

Suche noch Buße zu tun für die hohen Tage, die wir so lässig nahmen, so geringe, da sie noch waren.

Nicht zu kurz, zu kurz nicht diese Stunde der Bereitung, o Herr, daß ich fertig werde, daß Menschliches eingehen kann in die Wohnung himmelbeströmenden Lichtes.

Daß du nicht Boten schickst und Zeichen mehr und so alltäglich schon scheint und lange auch mir, dem Heiland, Heiland, mein göttlicher Meister, so liebend, so unendlich liebend Begnadeten dieser selige Wandel in deinem Wort, lauschend zu deiner heiligen Schritte Seite, darum bitte ich noch.

Als unsern Ausgang du uns wiesest, damals am See Tiberias, und unserm Hirten Petrus die hohe Gnade kündetest, daß er dir folgen dürfte in der Art seines Zeugnistodes, da gebotest du mir, ja zu harren, bis du mich rufen würdest.

Wie auch die Zeiten rollten und Weiten, und Drangsal war und Weh und Lähmung des Alters und Dumpfheit des Sinnes, und mindere Gabe der Arbeit nur blieb, immer höre ich deinen Entscheid vom Tiberias.

Und ich gehorche, gehorche, laß mein Sehnen dich nicht rufen, nicht rufen laß es dich —, wens auch wider mich spräche zu dir: Bleib noch, Herr, entstehe, laß dein Herz mich tun!

Ja, Herr, ich warte, wie du bestimmt hast — deine Ankunft erlöst mich vom Fleisch.

Aber laß mich wirken und Zeugnis geben bis zum äußersten Vermögen, daß ich der Sehnsucht nicht erliege und nicht weile im Wandel.

Vermag ich auch sonst nichts, schon mein Leben ist Amt nun, das da kündigt, auch mit schwachem Worte

kündet, mit jedem Atemzug redet von dir und deinem Weilen auf der Erde.

Nicht für mich bitte ich.

Auch für dein Werk bitte ich und um des Heiles willen, das daraus fließe.

Sie alle gingen.

Nur ich noch wandle.

Und ob sie in ihrem jungen Glauben die Last der Einsamkeit schon tragen können, da nichts Lebendes ihnen mehr Zeugnis gibt . . .

Du weißt, wie ich mich sehne, und weißt, wie ich der Letzte bin, der schwindende Schatten noch auf dem Weg, den sie geschritten sind.

Sieh, noch keimt und bildet und baut deine Kirche sich auf — da bin ich noch nötig, könnte noch nötig sein.

Herr, sieh nicht auf mich, dehne meine Tage, wie du willst . . . doch auch nicht weiter.

Ganz wie du willst, Meister, Freund!

Und daß auch meine Gesichte ruhen, daß mein Erinnern schwach wird und oft ich staune.

Ganz wie du willst, Meister, Freund! Ich bin bereit.

ANHANG

ANFANG

Die Verklärung

Der Sohn des Menschen stieg gern die ernsten Wege des Berges hinan zu den Höhen. Da lag unter ihm die Welt, leidenschaftslos wie unter den gütigen Augen Abbas — das ist des Vaters —, die Kinderstube des Höchsten. Da war er näher dem Vater, der Heimat. Und auch seinen Jüngern fühlte er sich näher, hier, wo ihre Gedanken nicht so im Irdischen wurzelten.

Die Welt der Reinheit, der Höhe, voller Sanftheit göttlicher Vollendung.

Wenig sprach der Herr, der Meister, wie denn auch das Steigen den Atem, den ganzen Atem, das sittliche Steigen den ganzen sittlichen Atem, des Menschen vollen Willen verlangt.

Aber was er sprach, stieg aus jähren Tieren, überraschte, forschte aus.

Hier war er der Mann der Einsamkeit, der Sammlung, der Sohn des Vaters, der zur Heimat ging in stummer Begleitung der Fremden, die noch nicht reif waren für das Heiligtum. Nur drunten am blauen sanften Genezareth war auch sein Auge so blau-sanft, gütig, nicht so heiligscharf, da lehrte er und half er, der Menschensohn.

So fragte er einst: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ Seine Sittlichkeit gestattete kein niederes Wort auch für das Niedere. Nicht anders mindestens als im heiligen Zorn. Und bunt antworteten die Jünger: „Für den Elias, für Johannes den Täufer, Jeremias oder der Propheten Einen“.

Und nun forschte der Meister: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?“ Und es antwortete nicht Johannes, dessen sanftes Antlitz mit in-nigem Glanze sich zu durchschimmern begann, nein, der ältliche

Petrus, dessen kindlich ungestümes, mehr entführendes als bewilligtes Zutagetreten dem Herrn immer so ergreifend war: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“

Und erschrocken, als hätt' er in seinem heiligen Eifer Einfältiges begangen, hielt Simon Bar Jona inne und erschrak fast noch mehr, als sein oft so rügestrenger Meister ihn über alle lobte und sprach: „Selig bist du, Simon Bar Jona, denn nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Dein erdhaftes Vertrauen faßt den Himmel. „Und ich sage dir, du bist der Felsen, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen.“

Und noch demütiger ward Petrus, noch verwirrter, und schleuderte mit seiner Sandale ein Steinchen fort, das ihm im Wege lag.

Ja, dieser verlässlich erdhafte Sinn gab guten Baugrund, dieser tatsächliche, rissige Boden nahm am freudigstärksten wie Arme eines Lastträgers den Himmel auf. Und deshalb verzieh der Herr diesem Tatsächlichen auch so gern seine Fehler, seine irdischen Gebrechen, eben weil er in seiner Art am meisten irdisch war.

Und als nun Simon voller Dankwärme auf des Meisters Ankündigung, er müsse hinauf nun gen Jerusalem, dort Zeugnis abzulegen und zu sterben dafür, um am dritten Tage wieder aufzustehen, teilnahmsvoll einwandte: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nicht“, da ward der geistige Meister zornig über die irdische Störung und wies den Bestürzten nach irdischem Maßstab schier über die Maßen zurecht: „Hebe dich Satan von mir; du bist mir ärgerlich, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Es dauerte lange, ehe die Jünger den Göttlichen begriffen und nicht mehr daneben tasteten.

Deshalb wurden sie auch so gute Lehrer später, aus Selbsterworbem.

Die Herbheit des Meisters aber war Deutlichkeit. „Satan“ deutet hier nur auf die Ansicht: — mit dieser Ansicht bist du mir Satan — greift nicht auf den sonstigen Menschen über.

Dieses volle Fassen war der übermenschlichen, reinscharfen Art des Gotteskünders eigen.

Wenn der Heiland seine inneren Stufen erstieg, der Trauer, der Sammlung, der Verklärung, so nahm er dreie mit sich, ganz oder bis in das Vorzimmer seiner Einsamkeit.

Es war dies Johannes, der Freund mit seiner sanften, weiblichen Jünglingsseele, die treue Zuverlässigkeit des Simon und des Jakobus wortlostraute Verwandtennatur. Und nun auf der Höhe legten der Jünger bereite, zitternde Seelen sich auseinander wie Blumenblätter vor der Sonne. Der Sohn aber trat in die Gottheit des Vaters und sie leuchtete, und die Wärme des Vaters sprach aus der Umarmung und redete voller Bedürfnis der Überfülle nach Mitteilung zu den menschlichen Freunden seines göttlich Gezeugten.

„Dies ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

Und so zog er auch sie in den Kreis des Göttlichen.

Judas Ischarioth

Judas war kein Jünger.

Nichts von innen heraus bei ihm, kein Verlangen nach einem besseren, sittlich gefesteten Wesen, zu dem es erst die reinen Unbefangenen und später mehr die Lastermüden trieb. Judas war trotz der nahen Gemeinschaft ein Bedienter, ein Lakai des „Herrn“, denn „er hatte den Beutel“.

Er war sein Hausmeister geworden in der Voraussetzung, daß der faszinierende Lehrer etwa wie ein reisender, berühmter Virtuose gewaltigen, widerstandslos zahlenden Zulauf hat. Und dieses Virtuosen Impresario wollte er sein.

Die andere, gewaltigere Seite des Wundertäters hatte er nie im Auge gehabt. Nur die für seinen Zweck.

Und als sich Ischarioths Voraussetzung nicht verwirklichte, mußte er auf andere Weise an seinem Herrn verdienen. Der Zorn auf die in den Augen dieses „vernünftigen“ Menschen geradezu ruchlose Verschwendung so vieler Gelegenheiten verwirrte und erregte ihn.

Nach der von seinem göttlichen Meister ausdrücklich gebilligten entsetzlichen Verschwendung der Maria Magdalena ward ihm die Empörung des gesunden Menschenverstandes zu viel, und er ging hin in seiner kalten beleidigten Leidenschaft des Geldes und beging das Ungeheuerliche. Er ward gestört in seinem Idealismus, dem einzigen, dessen diese metallische Seele fähig war.

Ischarioth war ein zäher, fester Philister; ein unerschütterlicher Philister.

Er hatte keine Phantasie, keinen Weitblick und kein Voraussehen. Erst die grellsten Tatsachen konnten ihn überzeugen. Dann, als es zu spät war, enthüllte sich die gute, sittliche Seite.

Nun wäre er ein guter Jünger geworden. Seine Judasnatur war weggenommen und mit ihrer Endhandlung erledigt. Ein Anderer wäre auch dann noch unter gutem Einfluß gut geworden, noch ganz biegsam und nicht so gespannt; aber kein Mensch hat zwei Naturen, mindestens nicht ganz entwickelt nacheinander.

Zu spät; sein Amt war abgeschlossen und hatte abgeschlossen. Am Kleinlichsten war das Höchste vernichtet — irdisch vernichtet Weltsymbol.

Nachwort des Herausgebers

Peter Hille wurde am 11. September 1854 zu Erwitzen,
Kreis Höxter, geboren, er starb am 7. Mai 1904
in Groß-Lichterfelde.

Als er noch auf Erden wandelte, war Peter Hille, dieser wundersamste unter allen deutschen Dichtern, bereits eine mythische Gestalt. Er geisterte sein Leben lang durch eine Welt, die ihn nie begriff, die er aber sehr wohl begriff. Weil er sie nur zu gut kannte, lebte er ganz bewußt ein Leben neben dem, was sonst gemeinhin Leben heißt. Er war fast stets in seiner anderen Welt, gestört nur hin und wieder, wenn diese Welt ihr Recht rücksichtslos geltend machte. Dann hieß es auch für ihn das Kassabuch dieses Lebens führen, dann trug er da hinein die spärlichen und kümmerlichen Almosen, die ihm als „Honorare“ zuflossen. „Zuerst warf das Jahr kaum 80—100 Mark ab. Das stieg allmählich an und im vergangenen Jahr (gemeint ist 1901) hab ichs bis an tausend gebracht“, sagte er zu seinem Freunde und Landsmann Wilhelm Öke. So stand es mit ihm knappe zwei Jahre vor Abschluß seines arbeitsreichen Lebens. Er sprach überhaupt gern von dem, was er verdiente. Er wollte sich damit ins rechte Licht rücken, er wollte kein „Quidam“ sein, sondern — der Dichter Peter Hille. Dennoch, der Augenschein sprach gegen ihn. Darum war er für den einen der „König unter den Bettlern“ (Franz Servaes), für den anderen der „Verlaine von Berlin“ (Paul Wiegler), für den dritten „der bedeutendste ‚Literaturzigeuner‘ Deutschlands um die Jahrhundertwende“ (Wilhelm Kosch), für Wilhelm Arent aber war er „der Aphorisme König“ und für Else Lasker-Schüler gar ein Hei-

liger, für sie war er „St. Peter Hille“. Karl Bleibtreu verspottete ihn als „Sagus des Nordens“.

Dieser prächtige Mensch und Dichter hat kaum je die Feder oder den Stift aus der Hand gelegt. Er schrieb und schrieb, wo er ging und stand. Auch wenn er zum Essen geladen war, schrieb er, immer neben der Welt weilend, die um ihn war. Er schrieb in den fünfzig Jahren, die er als Erdenbürger hinbrachte, ein ungeheures Werk zusammen. Doch dieses Werk ist nur zu einem kleinen Teil veröffentlicht worden. Der größte Teil blieb ungedruckt, ging verloren, blieb als Pfand bei einer Wirtin, in einem Gasthaus, bei lieben Freunden. Ein Verzeichnis der verschollenen Werke Peter Hilles dürfte sehr lang werden und dennoch unvollständig sein.

Das Licht der Welt haben, solange er unter uns war, außer Aufsätzen, Novellen, vielen Gedichten und Gedichtchen nur vier seiner Bücher erblickt — „Die Sozialisten“, ein Roman 1887, „Der Sohn des Platonikers“, eine Tragödie 1896 und die kurzen Romane „Semiramis“ und „Cleopatra“, beide 1902. In einer gräßlichen Hetzjagd stellten Freunde des Dichters auf Drängen des Verlages Schuster und Löffler in der überaus knappen Zeitspanne zwischen Hilles Todestag (7. 5. 04) und seinem fünfzigsten Geburtstag (11. 9. 04) die „Gesammelten Werke“ zusammen. Daß bei dieser Eile keine Arbeit gedeihen konnte, die dem Dichter auch nur einigermaßen gerecht werden, ihm die Liebe und Sorgfalt widmen konnte, die ihm weiß Gott gebührt hätte, dürfte einleuchten. So sind diese „Gesammelten Werke“ schon in ihrer ersten Ausgabe nichts als ein Torso, der seine Bezeichnung nicht verdient.

Peter Hilles Erdenwandel galt bisher als undurchschaubar, weil „jedes feste Datum seines Lebens“ verwischt worden sei „durch sein Huschen, sein den Freunden sich entziehen“. Nun, sein Leben ist durchaus durchschaubar. Man muß sich nur einige Mühe machen, dann bricht es hervor und zeigt sich als das Leben eines unsteten Träumers und Dichters. Hille scheint sein Leben lang auf der Flucht vor sich selbst gewesen zu sein. Die Unrast steckte ihm im Blute. Er mußte so sein, wie er war. Er war doch aus Erwitzen, dessen Eingeborene von den Dörflern rings umher wohl nicht um-

sonst „Erwitzer Zigeuner“ genannt werden. Doch die Unrast ist nicht nur den Erwitzern zu eigen, sie liegt dem ganzen Landstrich, dem Hille entstammte, im Blute.

Die Daten von Peter Hilles Leben liegen unzweifelhaft fest. In diesem Nachwort können sie nur gestreift werden. Er besuchte die Schulen in Holzhausen und Nieheim, kam dann aufs Progymnasium nach Warburg, das er ohne Beschwer bis zur Unterprima glatt durchlief. Hier in Warburg wurde er eichendorffselig zum Dichter. In Münster kam in sein Leben der Bruch, auf dem Paulinum. Unter dem Druck dieser Anstalt, die es nicht verstand, das ungebärdige, andersgeartete Füllen richtig zu nehmen, versagte Hille, mußte er, wie er nun einmal zusammengesetzt war, versagen. Nach anderthalb Jahren verließ er das Gymnasium und wurde, auf Geheiß des Vaters, Supernumerar am Kreisgericht zu Höxter. Tätig war er nicht in Höxter, sondern wohl bei der Kreisgerichtskommission in Nieheim. Etwa zwei Jahre hielt er es als werdender Staatsbeamter aus. Wahrscheinlich nur, weil er eine „Nebenbeschäftigung“ gefunden hatte, die ihn ganz erfüllte, nämlich: er schrieb sein erstes Buch, die „Gedichte eines Civilsupernumerars“ und veröffentlichte daraus in Ernst Ecksteins „Deutsche Dichtershalle“ (15. 9. 1876) erstmals ein Gedicht, den „Hymnus der Dummen“. Mit dem Sommer 1876 begann ein Leben als freier Schriftsteller und Student in Leipzig. Aber Hille brachte mit seinen Arbeiten nicht den Lebensunterhalt zusammen. Darum war er gezwungen, sich als Korrektor zu verdingen. 1878 fand er sich bei seinen Schulfreunden, den Brüdern Julius und Heinrich Hart, in Bremen ein, wurde Mitarbeiter an den „Deutschen Monatsblättern“ und später (1879), als zweiter Nachfolger Julius Harts in der Schriftleitung, Redakteur des freisinnigen „Bremer Tageblattes“. Ja, er zeichnete sogar als dessen Verleger.

1880 ist Hille in London, besucht im Herbst dieses Jahres den Dichter Swinburne und lebt ganz hingegeben einem eindringlichen Studium in Bibliothek und Museum. Er speichert eine ungemessene, nie ausgewertete Fülle von Wissen auf. Er wird ein erster Kenner ausländischer Literaturen und Sprachen. Daneben gestattet er sich

ein Bohèmeleben. Im Oktober 1882 siedelt er nach Holland über. Mehr als drei Jahre hat er nichts veröffentlicht, hat nur dem Studium gelebt. Nach einer Woche in Rotterdam wohnt er ständig in Amsterdam. Zum ersten Male wieder bedrängen ihn Pläne. Er stürzt sich in die Arbeit, wird offenbar Herausgeber einer deutschen Zeitung und Teilhaber einer Theatertruppe, bei der er den Rest des mütterlichen Erbes verliert. Immerhin hat Hille mit seinen dreitausend Mark, die ihm (nach Julius Hart) 1879 als sein Anteil zugefallen waren, bis dahin sehr vorsichtig gewirtschaftet, sonst hätte diese kleine Summe bis zum Mai 1884, wo er den Vertrag mit dem Schauspieldirektor schloß, schwerlich gereicht. Er hält es noch bis zum Oktober 1884 in Amsterdam aus, ist im gleichen Monat in Münster in Westfalen, taucht zu Anfang des Jahres 1885 in Berlin auf und in dessen Bohèmeleben unter. Im Oktober 1885 erscheint seine Zeitschrift „Völker - Muse“, die es nur auf zwei Nummern bringt. Hille zieht nach Pyrmont. Von Dezember 1885 bis zum Frühjahr 1889 versucht er, sich in diesem schönen Bad als freier Schriftsteller durchzuschlagen. Vergeblich, obwohl er Werk auf Werk häuft und sich krank und elend macht.

Er flieht Deutschland und sein rauhes Klima, durchzieht die Schweiz, erlebt eine furchtbare Gotthardnacht, dann die Schönheiten Italiens, will im Spätsommer 1889 nach Deutschland zurück. Aber erst 1891 gelingt es ihm, sich von Rom, von Italien zu trennen. Er ist wieder in Deutschland, lebt nach den gräßlichen Nöten in Italien bei seinem Bruder Dr. Philipp Hille in Hamm ein für Peter Hillesche Verhältnisse gesichertes und ruhiges Dasein. Bis 1895 ist Hamm sein Wohnsitz. Er ist wieder riesig an der Arbeit wie vor Jahren in Bad Pyrmont. Abermals entsteht Werk auf Werk. Zwischendurch ist er bei seinem Freund Liliencron in Altona, in Berlin, in Iserlohn oder sonstwo auf der geliebten Roten Erde, die ihn nun wieder hat und ihn immer wieder zu sich zieht. Seit 1895 ist er meist in und um Berlin. Er unterbricht seinen berliner Aufenthalt selbstverständlich oft genug. Die Heimat ist ständige Verlockung, besonders der Teutoburger Wald. Dort erbaut er (kurz vor seinem Ende) sein Traumschloß „Die Hassenburg“.

Doch nur in Berlin kann der Dichter Hille berühmt werden. Er jagt schon fast drei Jahrzehnte dem Ruhme nach! Darum überwindet er seinen Widerwillen gegen das „giftige Berlin“ und zwingt sich immer wieder zurück. Es entsteht so etwas wie Ruhm um ihn, durch sein „Kabarett zum Peter Hille“, über das er als Leitspruch setzt: „Der blauen Blume fromm geweiht und nicht Plebejerlustbarkeit“. Wirtschaftlich geht es ihm nun gewiß besser, aber sein altes Asthmaleiden verschlimmert sich. Zweimal verbringt er einige Sommerwochen an der Ostsee. Der nie geschonte Körper ist schwächer als je. Der Tod bricht plötzlich über ihn herein. Er stirbt am 7. Mai 1904 an einer Kopfrosete, die er unbeachtet gelassen hat.

Seitdem Peter Hille nicht mehr auf Erden wandelt, ist er im besten Sinne recht eigentlich berühmt geworden. Kaum ein anderer Dichter unter den neueren genießt einen solchen Nachruhm wie er. Kaum einer seiner Zeitgenossen ist so häufig in Romanen und Aufsätzen gefeiert worden. Nur so ist es zu verstehen, daß die „Gesammelten Werke“, trotz ihrer Lucken- und Fehlerhaftigkeit, drei Auflagen erleben konnten. Kurz vor Hilles fünfzigstem Todestag (1954) ist sein Nachruhm nicht verblichen. Das dürfte seinen guten Grund haben. Hille war eine äußerst geradlinige, gläubige Persönlichkeit. Dichter sein war für ihn etwa wie Priester sein. Vielleicht war er noch mehr. Vielleicht hat Else Lasker-Schüler recht, wenn sie ihn als Heiligen erkennt und preist.

Nur dieser zu tiefst, zu innerst gläubige und reine Mensch, der frömmste Dichter, den Deutschland seit Novalis besaß, konnte eine Glaubensdichtung von solcher Inbrunst schreiben wie das „Mysterium Jesu“.

Das Mysterium Jesu

Einige Wochen des April 1893 verbrachte Peter Hille als Gast bei Detlev von Liliencron in Altona. Es war dies der zweite Besuch des Westfalen bei dem Holsteiner. Monate später schrieb Hille (er stand damals, als er die „Heilige Zeit“ schrieb, noch ganz unter dem tiefen Eindruck seines zweijährigen italienischen Aufent-

halts und augenscheinlich besonders unter dem der frühen Tafelmalerei) aus Berlin an Liliencron: „Ich habe für die Sphinx in jedes Heft seit Juli etwas geliefert — Kapitel aus der heiligen Zeit, Aufsätze, Skizzen, Kritiken, Aphorismen.“ Und wieder einige Monate später heißt es in einem Briefe an Liliencron aus Hamm in Westfalen, wo der Dichter seit seiner Rückkehr aus Italien bei seinem geistlichen Bruder Dr. Philipp Hille wohnte: „Ich erwarte täglich Korrektur von ‚Heilige Zeit‘, so ein physisches plastisches Ding aus der Glaubenszeit — ‚Glaubensdichtung‘ genannt. Fidus Titelbild.“ Aus der Drucklegung ist damals offenbar nichts geworden, denn Hille berichtet mehr als zwei Jahre danach, am 10. März 1896, einem unbekanntem Theaterdirektor: „Auch von Bar Kochbar habe ich im Anschluß an eine epische Dichtung ‚Heilige Zeit‘, die demnächst erscheint, einige Szenen geschrieben.“ Auch auf diesen zweiten Druck wartete Hille vergeblich. Die „Heilige Zeit“ ist als geschlossene Dichtung nicht herausgekommen. Lediglich zwei Stücke sind 1893 in „Die Sphinx, Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben“, die Dr. Hübbe-Schleiden in Braunschweig herausgab, erschienen, und zwar „Die Verklärung“ (August 1893) und „Judas Ischarioth“ (Oktober 1893). Das dürfte alles sein, was aus der „Heiligen Zeit“ zu Lebzeiten des Dichters veröffentlicht worden ist. Das Manuskript galt als verloren oder zumindest als verschollen.

Nun gelang es mir durch Vergleichung, in den beiden Stücken, welche „Die Sphinx“ gebracht hatte, Teile des „Mysterium Jesu“ zu erkennen. Es lag die Folgerung nahe — im „Mysterium Jesu“ ist die „Heilige Zeit“ erhalten geblieben. Das Manuskript dieser Dichtung wurde von Freunden Hilles in einer Handschriftenkiste, die ungefähr zweitausend einzelne völlig ungeordnete Papiere enthielt, aufgefunden. Wie das gleichfalls gefundene Inhaltsverzeichnis von der Hand des Dichters beweist, glückte es, das ganze Werk zusammenzustellen. Der „Morgen, Wochenschrift für deutsche Kultur“ veröffentlichte aus dem mühsamst geretteten Manuskript in seinem zweiten Jahrgang (1908) „Mariä Himmelfahrt“. Das vollständige Werk legte erst Herwarth Walden 1910 in seiner

Zeitschrift „Der Sturm“ (Nrn. 32 bis 40) der Öffentlichkeit vor. Nach dem Wortlaut dieser Veröffentlichung brachte der Insel-Verlag 1921 einen leicht bearbeiteten Neudruck heraus. Er war mit einem Nachwort des Herausgebers Adolf Knoblauch, der dem engeren Hille-Kreis angehört hatte, versehen.

Wenn ich es nun unternehme, diese vielleicht schönste und zugleich eigentümlichste Dichtung Peter Hilles abermals herauszugeben, tue ich es in dem bestimmten Gefühl, daß die Neuauflage eine Notwendigkeit gerade in unserer Zeit ist. Ich bin davon überzeugt, daß erst unsere Zeit, diese schreckliche Zeit nach dem verheerenden zweiten Weltkrieg, fähig und reif ist für das Verständnis dieses Werkes.

Daß Peter Hille unvergessen ist, zeigen die Aufsätze, die nach 1945 in Zeitschriften, Zeitungen und Kalendern erschienen sind, wie auch die Rundfunksendungen. Daß er zudem der Jugend etwas zu sagen hat, ist gewiß.

Gern hätte ich eine kritische Ausgabe dieses wundervollen Buches des wundervollen Peter Hille veranstaltet, doch das Manuskript ist durch die Geschehnisse seit 1933 wohl endgültig als verloren anzusehen. Mir blieb nur übrig, die vorliegenden Gesamt- und Einzeldrucke zu vergleichen und offensichtliche Mängel und Druckfehler zu tilgen. Dem Buche habe ich einen Anhang mit den beiden Stücken aus der „Sphinx“ beigefügt, eine Sondergabe für die Hille-Freunde.

Emerich Reeck.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in several paragraphs and includes some decorative elements such as horizontal lines and small symbols.

I N H Ä L T

Das Mysterium Jesu	5
Anhang	81
Die Verklärung	83
Judas Ischarioth	85
Nachwort	87

In der gleichen Ausstattung erschien:

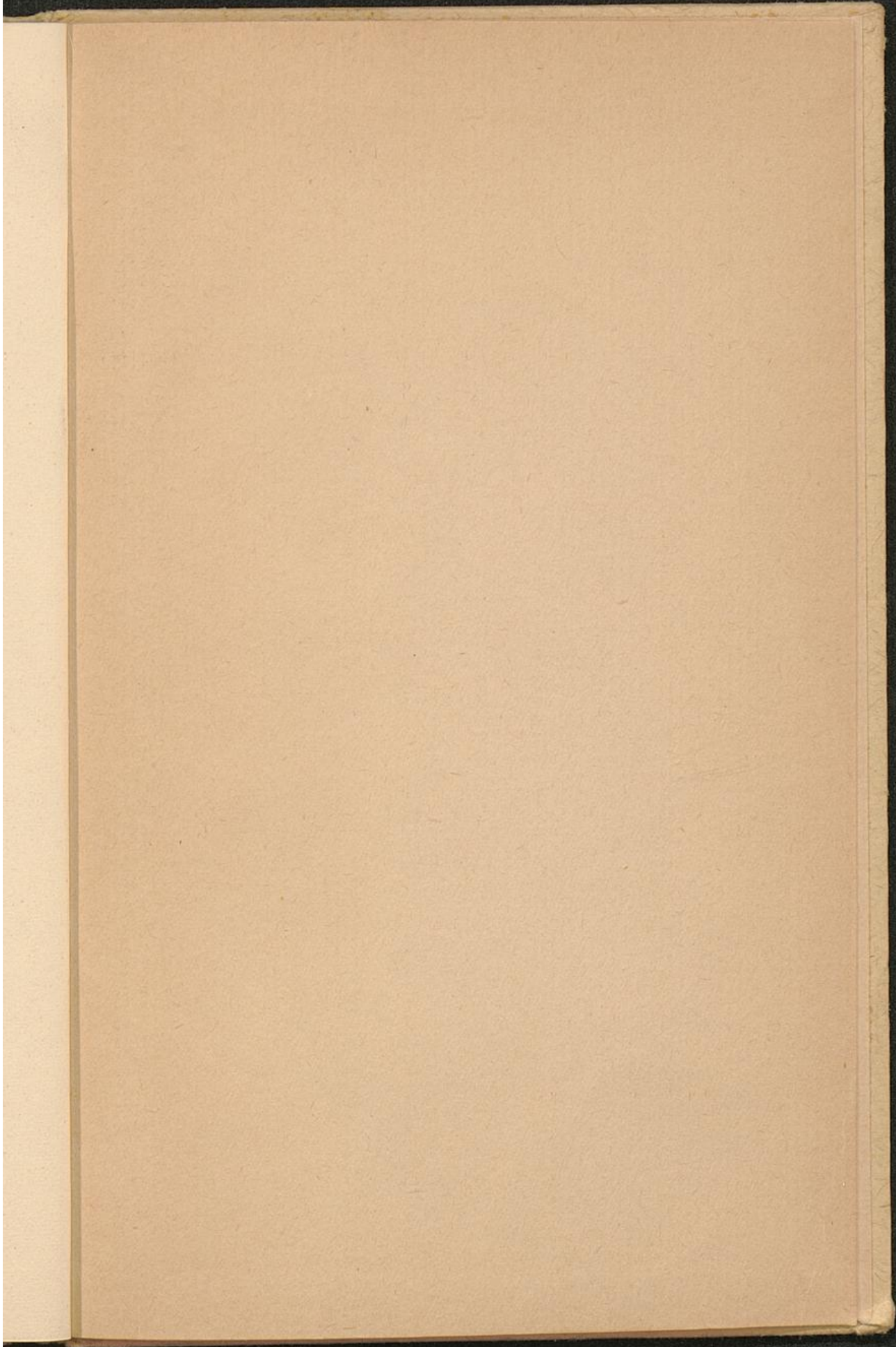
CLÄIRE GOLL

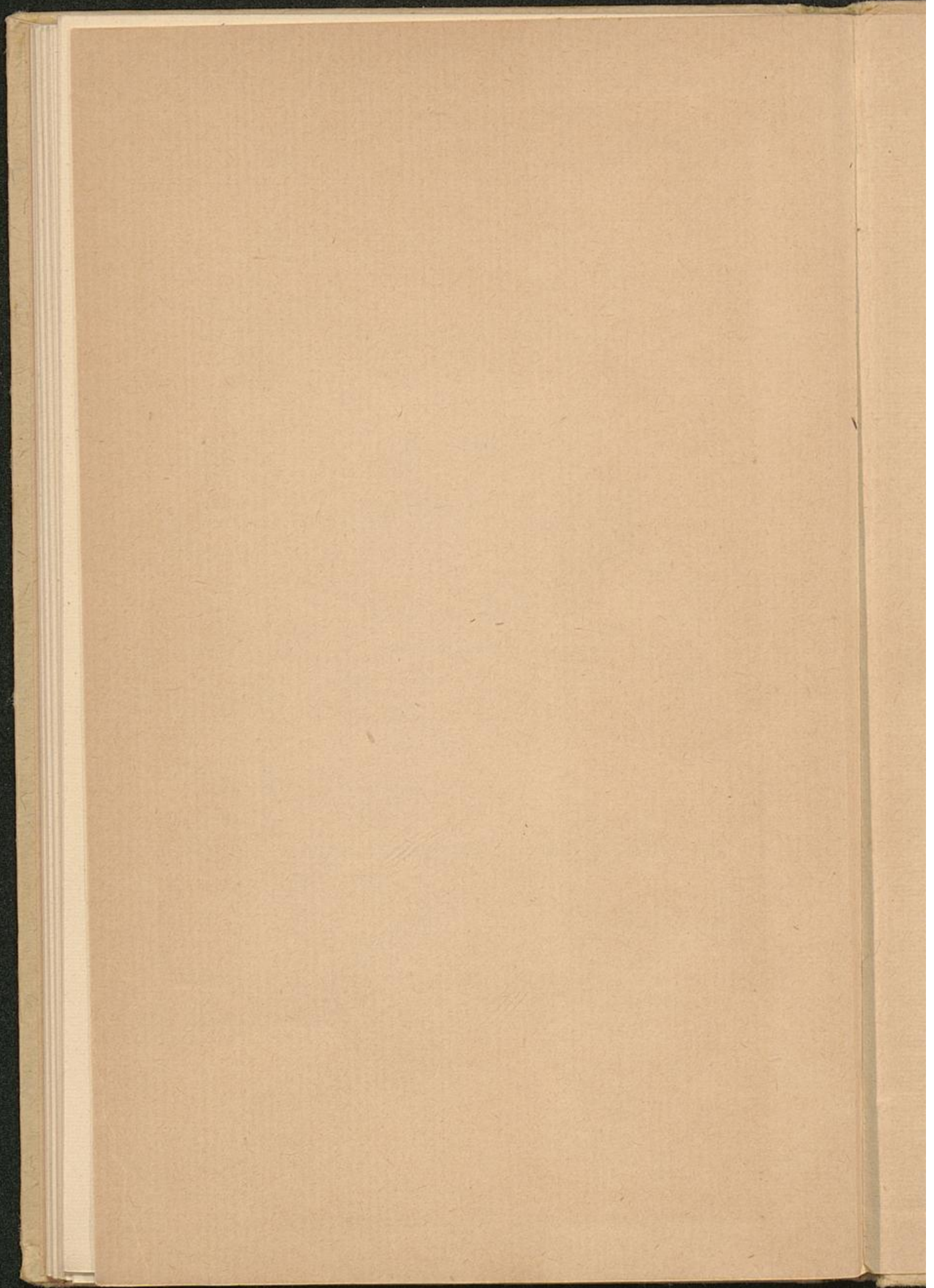
TÄGEBUCH
EINES PFERDES

mit vier Zeichnungen

von MÄRC CHAGALL

*





fu

~~GHP 11CQCH1885+1~~

~~<20+>04518V18T84586152S1~~



11CQCH4053

PETER HILLE · DAS MYSTERIUM JESU